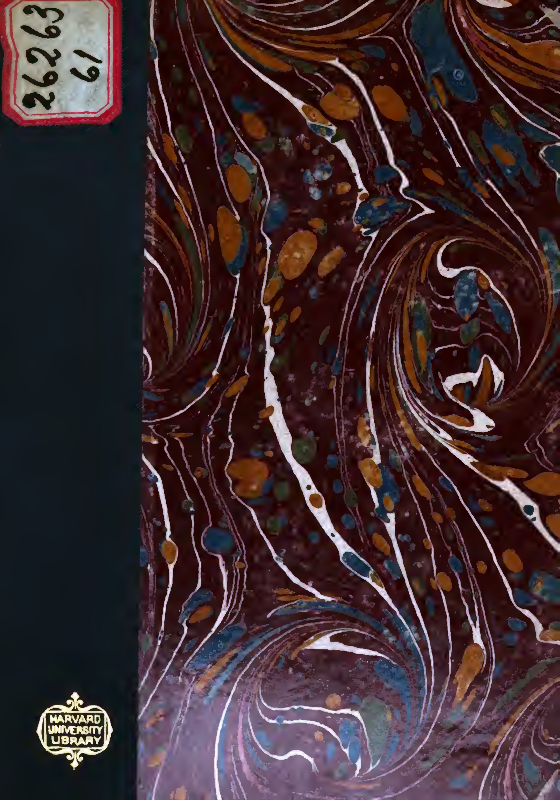

26263
61
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE



Sagen
Geschichten und Bilder
aus dem Orlagau

von

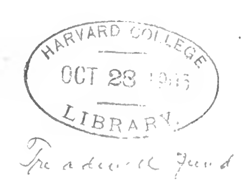
Harry Wünscher
Archidiakonus in Neustadt a. Orla.

Erstes Bändchen.

„Komm mit mir heim und labe Dich." I. Kön. 13,7.



Pößneck i. Thür.
Druck und Verlag der Gerold'schen Buchdruckerei
(Ernst Schertling)
1902.



Inhalts-Verzeichnis.

I. Sagen aus dem Orlagau.

II. Geschichten aus dem Orlagau.

III. Bilder aus dem Orlagau.



Zum Geleit.

Suche in der Heimat Hainen
Nach den Gräbern, Trümmern, Steinen,
Auch den Märchen horche treu;
Forsche in den Pergamenen
Klaren Sinns mit Lust und Sehnen —
Und das Alte wird Dir neu.

Dieses Wort Ludwig Giesebrechts ist für den Orlagau nicht umsonst gesprochen. Haben sich doch eine ganze Reihe Männer um die Aufklärung der Geschichte, um die Sammlung der Sagen und Mythen, um die Enträtselung der Vorgeschichte des Orlagaus bemüht! In den Archiven und Dokumenten haben u. a. Mag. Christoph Gotthelf Stemler [1], Ritter von Schultes [2], Carl Fritzsche [3], Wagner und Grobe [4], Barnim Wilhelmi [5] geforscht; den Märchen, Mythen und Sagen haben W. Börner [6] und R. Eisel [7] gelauscht; die Gräber, Trümmer und Steine haben W. Adler [8], Börner [6], Rich. Loth [9] und Aug. Fischer [10] befragt.

---

1) Pagus Orla 1750. — 2) Diplomatische Nachrichten zur Sachs.-Cob.-Saalfeldschen Landesgesch. 1818. — 3) Gesch. des Orlagaus 1847. — 4) Chronik von Saalfeld. — 5) Gesch. des Kreises Ziegenrück 1865. — 6) Volkssagen aus dem Orlagau 1838. — 7) Sagenbuch des Voigtlandes 1871 — 8) Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze der Heiden im Orlagau 1837. — 9) Spuren vorgesch. Ansiedelungen in der Umgegend von Pößneck in „Schriften des Vereins für Meining. Gesch. u. Landesk. 1889". 1. Jahrg. 2. Heft, 2. Stück. — 10) Ebenda 2. Jahrg. 6. Heft, 3. Stück.

Auch ortsgeschichtliche Einzeldarstellungen sind vorhanden; so „das Kirchspiel Krölpa" und „Burg Ranis" von Pfarrer C. Rabe, „Triptiser Chronik" von Rektor J. Barthel, „Geschichtliche Nachrichten über Könitz und seine Filialdörfer" von Pfarrer Gebhardt, Oppurg und Kolba in der Geschichte" und „Neustädter Kirchengeschichte" vom Verfasser dieses. In Zeitungen und Zeitschriften sind viele Artikel geschichtlichen Inhalts über unsern Gau veröffentlicht worden. In diesen Tagen hat sich ein prächtiges Werk, die Frucht mehrjährigen Fleißes, den geschichtlichen Arbeiten für unsere Gegend würdig angereiht, nämlich die „Geschichte der Stadt Pößneck".*) Darin ist das, in verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Männern für Pößneck erarbeitete geschichtliche, vorgeschichtliche und Sagen-Material übersichtlich zusammengestellt.

Alledem gegenüber könnte die Frage auftauchen: „Was wollen da noch die „Sagen, Geschichten und Bilder aus dem Orlagau"? Bieten sie etwas Neues und Einheitliches? Fördern sie im allgemeinen die geschichtliche Kenntnis des Orlagaus?"

Wenn ich mir diese Fragen vorlege, so darf ich auf die erste antworten: Das vorliegende Büchlein will aufzeigen, daß der Reichtum des Orlagaugebietes an Sagen und Geschichten noch lange nicht erschöpft ist. Auf dem Lande liegen noch gar viele „Trümmer und Steine" umher, die der Aufdeckung harren, noch viele Sagen leben im Munde des Volkes, die es wohl wert sind, auf die Nachwelt gerettet zu werden. Ebensowenig sind die Archive, die städtischen und ländlichen, die ephoralen und parochialen, durchforscht. Manch

*) „Geschichte der Stadt Pößneck". 1902. Druck und Verlag von Fr. Gerolds Buchdruckerei (E. Schertling). 1. Teil: Heimatliche Sagen (S. 1 bis 37), 2. Teil: Geschichtliches (S. 38 bis 536).

ein Vorkommnis aus alter Zeit, das den Menschen unserer Tage frühere Lebensgewohnheiten und Gebräuche, frühere Sitten und Anschauungen enthüllen könnte, ruht unbekannt in den Aktenbündeln. Diese Art Schatzgräberei in den staubigen Archiven hat zwar auch ihre Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, aber der gehobene Schatz vermag mehr innere Befriedigung und lebhafte Freude zu erwecken, als einer von Silber oder Gold. Soll er doch nicht von dem behalten bleiben, der ihn hebt; nein, er soll anderen vermittelt werden und sie erfreuen. Was aber die zweite Frage anlangt, ob die „Sagen, Geschichten und Bilder" etwas Neues bringen, so kann ich kurz darauf antworten: Ja. Was hier niedergelegt worden, ist von anderer Seite noch nicht verwertet gewesen, oder, und zwar in ganz vereinzelten Fällen, wieder in die Stille der Bibliotheken zurückgesunken. Was jedoch die Einheitlichkeit anlangt, so erhebt das vorliegende Büchlein, wie schon aus seinem Namen hervorgeht, keineswegs den Anspruch, eine zusammenhängende Geschichte des Orlagaus darzubieten. Und damit komme ich zu der dritten Frage: Fördert das Büchlein in seinen Einzeldarbietungen die geschichtliche Kenntnis des Orlagaus? Auch diese Frage glaube ich bejahen zu dürfen; denn die „Sagen" senken die Fackel hinein in die dunklen Partien der Geschichte des Orlagaus, während die „Geschichten", wenn sie auch nicht alle den Orlagau allein angehen, doch auf frühere Verhältnisse, Lebensauffassungen und Zeitströmungen, wie sie sich gerade im Orlagau spiegelten, Streiflichter fallen lassen. Die wenigen „Bilder" mag man als Anhang, als Zugabe, als Wanderfrüchte des Verfassers ansehen und sich gefallen lassen.

Die „Sagen, Geschichten und Bilder aus dem Orlagau" treten zugleich mit den Kindern des Frühlings an die Oeffentlichkeit heraus. Wer sammelte

diese nicht gern zum Strauße? Wer nähme sie nicht gern mit in seine Stube? Wer freute sich nicht an ihrem Anblick? So möchten auch die „Sagen, Geschichten und Bilder" ein Blumenstrauß sein, gesammelt auf dem geweihten Boden der Heimat, und möchten deren Freunden in stillen Stunden Licht und Freude bringen. Allen aber, die das Büchlein in die Hand nehmen, Bekannten und Unbekannten, rufe ich den Gruß zu, der bereits auf anderem Wege und zu anderem Zwecke hinausgesendet wurde:

Wo die Tanne den Berg umsäumt,
Wo die Orla, die Saale schäumt,
Suchte, Deiner gedenkend, ich
Diese Heimatgrüße für Dich.

Neustadt a. Orla, 3. Osterfeiertag 1902.

W.



Der Orlagau im Frühlicht der Geschichte.

Das Gebiet des Orlagaus ist schon seit langem keine territoriale Einheit mehr. Heute teilen sich darein das Großherzogtum Sachsen, das Königreich Preußen, das Fürstentum Schwarzburg, die Herzogtümer Meiningen und Altenburg und die Fürstentümer Reuß. Die ehemalige Grenze des Gaues verlief nach einer Urkunde aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts vom „weißen Born, der auf der Grenze von Freien- und Langenorla gelegen ist, bis zur Mündung des Würzbachs in die Orla, zieht diesen aufwärts bis „Rapoteneich", worunter vielleicht der bei Strößwitz gelegene Rappelsteich zu verstehen ist, von da nach Strestul (?) und Scanowe, das für Stanau bei fröhlichen Wiederkunft gehalten wird, von hier vielleicht an der Landesgrenze von Sachsen-Altenburg und Sachsen-Weimar entlang bis in die Gegend von Renthendorf, von da, Pöllnitz zum Orlagau weisend nach Birkigt, das wahrscheinlich mit dem überlieferten Birkenheide gemeint ist, von da über das unbekannte Scosowe nach Döblitz (? Dobrawicz) bei Triptis und über Muntzscha (? Metzschawe), Bezede, primum Bastimiz, Visbach, nach einem Nebenflüßchen der Wiesenthal, namens Goztima (?), und bis zu seiner

Mündung, die Wiesenthal abwärts nach der Saale (gegenüber Walsburg), diese aufwärts bis zur Mündung des Letzschbaches (? Jezowa) und diesen aufwärts nach Eliasbrunn, von da über die Sormitzquellen und den Rennsteig nach Kehlbach, von da nach Schmiedebach, von da die kleine Sormitz abwärts bis Grünau, von da scharf nordwestlich entlang der Landesgrenze, sodann wahrscheinlich über die Dietrichshütter Höhe an die Schwarza und von da zwischen Schwarzburg und Cordobang (?) nach dem Rottenbach (zwischen Ober- und Unter-Rottenbach) und von diesem nach Gösselborn; von hier östlich nach dem Schaalbach, diesen abwärts bis zu seiner Mündung in die Saale oberhalb Rudolstadt; bei Ober-Krossen verläßt die Grenze die Saallinie und geht über die Berge am rechten Saaleufer nach der Orla bis zu dem weißen Born." (Dobenecker).

Wer hat nun dieses weite Gebiet vordem bewohnt? Urkunden und zeitgenössische Berichte geben darüber keinen Aufschluß. Vielleicht aber darf man aus den bis heute gebrauchten Bezeichnungen für Berge, Thäler, Bäche u. s. w. einen Schluß ziehen. Demnach wären die Kelten, dann die Katten, die Chämen, die Hermunduren Bewohner unseres Gaues gewesen, bis diese durch die Völkerwanderung verdrängt, den Sorben-Wenden im sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt die entvölkerten Gebiete überließen.

Bald jedoch wurde das slavische Volk von den Franken in seinem Frieden gestört. Es reihte sich Krieg an Krieg, welche die Sorben so schwächten, daß sie im neunten Jahrhundert gänzlich unterjocht werden konnten. Die Sage läßt jenen letzten entscheidenden Kampf an den steilen Abhängen des Drebathales, in dem großen und kleinen sogenannten „Mordthal" zwischen der Posenmühle und Ziegenrück geschehen sein.

Nun erst konnte die deutsche Kolonisation wirksam

einsetzen. Denn die Slaven waren mehr Fischer, Hirten, Kohlenbrenner, Handwerker und Händler, aber keineswegs hervorragende Landbauern. Dennoch hatten sie im Vergleich mit der von ihnen vorgefundenen immerhin eine umfängliche Kulturarbeit geleistet, obgleich die Rodung der Bergwälder, die Entsumpfung der Niederungen und Flußthäler, die Beackerung des sich hierzu eignenden Geländes sowie die Ausrottung der Bären und anderen Raubzeuges den deutschen Ansiedlern überlassen blieb (Lommer). Die Germanisierung ging, nach der Sprache zu schließen, nur im äußersten Norden und Westen von Thüringen aus; den Hauptanteil an der germanischen Besiedelung des oberen Saalethales und des Geländes an der Orla haben die Ostfranken gehabt, sodaß die Sprache als sorbenfränkisch, die Bevölkerung als wesentlich ostfränkisch mit slavischer und thüringischer Beimischung bezeichnet werden kann. (Dobenecker).

Der sorbische Mann hatte nach der Einbuße seiner Selbständigkeit und Freiheit kein beneidenswertes Loos. Der Slave war zum Sklaven geworden. Lasten über Lasten wurden ihm aufgelegt, von seinen Rechten war kaum die Rede; galt er doch nur als dienstbarer Mann, als Höriger! Aus jener Zeit der deutschen Besiedelung stammen die Rittergüter, deren im Orlagau fast jedes Dorf eins hat, und die weitgehenden Berechtigungen derselben her.

Nach Beendigung der Eroberung war der Orlagau Reichsgut; nach Dobeneckers „Regesten" schenkte Kaiser Heinrich II. (1014) dem Pfalzgrafen Ezzo und seinen Kindern außer anderen Gütern auch die „Provinz Saalfeld" d. i. den Orlagau, wohin dieser 1034 reiste und wo er am 20. oder 21. Mai desselben Jahres starb. In den Besitz ihres Vaters trat Richeza ein und erbte somit auch den Orlagau. Diesen übergab

sie 1056 dem Erzbischof von Köln unter Vorbehalt des Nießbrauchs auf Lebenszeit und mit Ausnahme der Ritterlehen, nachdem sie den Freien und Smurden, (Kolonisten in den Slavenländern, die Zins zahlen und von Eigenleuten unterschieden werden), den Jägern und den zu dieser Herrschaft gehörigen Leuten aller Art ihre Rechte und Gewohnheiten gewährleistet hatte. Richza starb am 21. März 1063 zu Saalfeld; in einer nach Richzas Tode (? 1071) ausgestellten Urkunde bezeugt Anno II., Erzbischof von Köln, daß er dem den Heiligen Petrus und Paulus geweihten Kloster in Saalfeld das Land Orla in bestimmten Grenzen mit allen Rechten und Einkünften geschenkt habe. Der Erzbischof von Mainz, zu dessen kirchlichem Gebiete der Orlagau gehörte, bestätigte nicht nur diese Schenkung, sondern übermachte auch seinerseits dem Kloster allerlei Rechte und Einkünfte.

So ist also der Orlagau schon jetzt ein dreigeteiltes Gebiet: a) die von der Königin Richza von der Schenkung an Köln ausgenommenen Lehnsgüter, die nach Richzas Tod an Köln fielen. b) die Saalfelder Klostergüter und c) der von Köln bei der Schenkung an das Kloster vorbehaltenen Güter. Die zu c gehörenden Dörfer heißen später Amtsdörfer, die zu b gehörenden Stiftsdörfer, während die zu a gehörenden Güter selbständig waren und unter Kölnischer Verwaltung standen. Daher konnte Kurcöln einen Teil der ihm im Orlagau noch zustehenden Güter (c) an das Kloster Bursfelde, und dieses dieselben Güter 1120 gegen Güter des Grafen Wichmann vertauschen. In diesen Besitzungen haben wir wohl den Grundstock der späteren Herrschaft Arnshaugk anzusprechen. Ferner konnte es das Schloß Saalfeld und dem Zugehöriges an Kaiser Friedrich I. eintauschen. Daher konnten auch der Ritter Adelbert von Könitz und seine Gemahlin

Christine 1125 ihre Besitzungen im Orlagau (a) dem Kloster in Saalfeld schenken, Güter, welche später von dem Kloster ab und wieder in weltlicher Herren Besitz kamen.

Während aber das Sorbenland durch die Verlehnung an Männer germanischen Stammes genügende Kräfte der Germanisierung empfangen hatte, so hätte doch noch etwas sehr wichtiges gefehlt, wenn sich Eroberer und Besitzer nicht auch auf ihre christlichen Pflichten gegen das heidnische Volk besonnen hätten.

Die sämtlichen Kämpfe gegen jenes unglückliche Volk trugen den Stempel der Missionskriege. Was man aber von dieser Art, Mission zu treiben, zu halten hat, beleuchtet schon das Wort aus II. Mose 25, 20: „Bauest Du einen Altar, so darfst Du kein Schwert darüber schwingen; hast Du das Schwert geschwungen, so ist er entweiht."

Gehörte auch der Orlagau seit den Tagen des Bonifatius, der bis Saalfeld gekommen war, zu dem Sprengel des Erzbistums Mainz, so hat dies für die Christianisierung der Sorben so gut wie nichts gethan. Hatte es doch mit den fortgehenden und lange andauernden Zehentstreitigkeiten in Thüringen vollauf zu thun!

Als Richza das Orlagaugebiet an den Erzbischof von Köln abtrat, standen bereits außer anderen, in den Urkunden nicht namentlich aufgeführten Kirchen solche in Neunhofen, Crölpa und Langenschade. Die Sorbenbekehrung aber lag noch im Argen. Daher ließ Anno, Erzbischof von Köln, in Saalfeld ein Kloster errichten, um von da aus Mission zu treiben. Die Kanoniker oder Chorherren, die er zu dem Zwecke nach Saalfeld geschickt, mußte er wegen mangelhaften Eifers bald wieder zu sich nach Köln zurück berufen.

Daher errichtete er von neuem in Saalfeld ein Kloster nach der Regel des heiligen Benedictus und besetzte es mit Mönchen aus Siegeberg und St. Pantoleon, deren Aufgabe es war, das Christentum zu verbreiten. Diesem Kloster wurden die genannten Kirchen einverleibt und ihm alle kirchlichen Rechte zugewiesen. War auf der einen Seite der Abt von allerlei Diensten und Verpflichtungen, wie sie im Orlagau gang und gäbe waren, befreit, so erhielt er andrerseits ausgedehnte Machtbefugnisse und Verwaltungsarbeiten, da er Lehnsherr über eine Menge Güter im Orlagau und in der Pflege Coburg wurde.

In diesen weitgehenden Verleihungen mögen die Gründe für den langsamen Fortschritt der Bekehrung der Sorben gelegen haben. Denn wenn mit dem Prediger des Evangeliums der Einnehmer der Gefälle (Honig, Wachs, Kleider u. a.) in die Sorbendörfer kam, so hatten wohl nur wenige Lust, sich zum Christentum zu bekehren; desto fester aber klammerte sich der slavische Mann an die Götter seiner Vorfahren und träumte sich in die verflossenen Zeiten der Freiheit zurück. Noch 1126 nennt Papst Honorius II. die Bevölkerung des Orlagaues halbheidnisch.

Anmerkung:

Dobenecker, Otto, Regesta diplomatica ꝛc. Jena 1895 und 1896. Gustav Fischer. Urkunde Nr. 911 und Vorbemerkungen.
Fritzsche, Carl, Geschichte des Orlagaues, Saalfeld 1847.
Wilhelmi, Dr. Barnim, Geschichte d. Kr. Ziegenrück 1865.
Lommmer, Victor, im „Wartburg-Herold" 1898. Heft 5, und in „Mitteil. des Vereins für Gesch. u. Altertumsk. zu Kahla und Roda". 5. Band, Heft 5.
Gebhardt, Pf. Geschichtl. Nachr. über Könitz ꝛc. 1895.
Adler, Dr W. Die Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze der Heiden im Orlagau. Saalfeld, Konst. Riese 1837. Seite 52—76.

I.

Sagen aus dem Orlagau.

1. Die Katzenmühle.

Am Otterbach, der unterhalb Ziegenrück in die Saale mündet, lag vor alten Zeiten eine Mühle, im Volksmunde „die Katzenmühle“ genannt. Die Müllersleute waren sehr wohlhabend. Besonders stolz waren sie auf einen großen, schwarzen Kater, der in der ganzen Gegend nicht seines Gleichen hatte. Auf seinen Streifzügen blieb er oft viele Tage weg, ehe er sich in der Mühle wieder blicken ließ. Da kam der Müller auf den Gedanken: „Du möchtest doch wissen, wo Dein Kater allemal so lange bleibt!“ Eines Tages schlich er ihm nach und kam dabei an einen kahlen, schroff aufsteigenden Felsvorsprung, auf dem eine große Menge Kater versammelt waren. Von seinem Versteck aus hörte der Müller, wie sie durch einander riefen: „Dem Müller seiner soll predigen! Dem Müller seiner muß predigen!“ Zu des Müllers größtem Erstaunen bestieg sein Kater einen Felsblock, der wie eine richtige Kanzel aussah, und hielt eine recht schöne Predigt, der die Katerversammlung andächtig zu lauschen schien. Als die Predigt zu Ende war, hieß

es: „Nun wollen wir tanzen!" Bald drehte sich Alles im tollen Wirbel durcheinander, des Müllers Kater war immer da, wo es am tollsten zuging.

Als der Müller genug gesehen hatte, ging er heim. Bald kam auch der Kater zurück. „Na, Alter", sagte der Müller, „Du kannst ja gut predigen und tanzen thust Du auch nicht schlecht". Kaum waren die Worte gesprochen, da fuhr der Kater dem Müller ins Gesicht und richtete ihn mit seinen Krallen jämmerlich zu. Alsdann gings zum Fenster hinaus. Von dem Kater hat Niemand wieder etwas gesehen.

Seitdem ging es mit der Wirtschaft des Müllers rückwärts; bald ist der einst so wohlhabende Mann zum Bettler geworden.

Von der Katzenmühle hat man noch bis vor Kurzem die Ruinen gezeigt. Der Katzenfels aber ragt heute noch kahl und schroff am Bergeshang empor, und wer sich die Mühe nimmt hinaufzusteigen, der kann die Katzenkanzel und den Katzentanzplatz sehen.

(Pf. Bünger in Drognitz).

Nachbemerkung: Diese Sage scheint in ihrem geschichtlichen Kerne auf das Leben und Treiben der kölnischen Kanoniker hinzuweisen (1056–1071). Predigt und Mission war ihnen Nebensache; Lustbarkeit, Jagd und dergl. Hauptsache Daß sie sich an denen, durch welche ihr unchristliches Thun offenbar wurde, vor ihrer Abberufung noch zu rächen gesucht haben werden, ist bei ihrer ausgesprochen weltlichen Gesinnung nicht unwahrscheinlich. Da Mühlen ohne Genehmigung des Erzbischofs in Köln nicht errichtet werden durften, ist man zu der Annahme berechtigt, daß jene sagenhafte Mühle am Otterbach zugleich Missionsstation gewesen sein mag; eine, wenn auch unbegründete Anklage der Kanoniker konnte daher auch wohl dem Müller Haus und Nahrung rauben. — Dobenecker Reg. Nr. 892 und 911.

2. Der Schlüsselstein.

Vor langen Zeiten stand auf der waldigen Höhe zwischen Strößwitz, Stanau und Bremsnitz eine Burg, nach damaligem Gebrauch aus starken Stämmen errichtet. Dort hauste ein Grenzwächter des Orlagaues, der diesen Bau von dem Grafen der sorbischen Mark für treue Dienste in den Kämpfen, die zur Unterjochung der Slaven führten, als Mannlehen empfangen hatte. Er hielt in seinem Gebiete auf strenge Zucht und trieb die Abgaben und Gefälle mit Härte ein. Daher war er bei den Sorben rings in den Dörfern ebenso gefürchtet wie gehaßt.

Auch in seiner Familie war jener Edeling schroff und herb. Unter der Rauheit seiner Sitten und seines Charakters litt seine Frau, die er mit harten Worten behandelte, so oft sie, von der Milde ihres Herzens getrieben, für die hartbedrängten Slaven Fürsprache that. Von seinen zwei Söhnen erfuhr der jüngere wiederholt die ganze Strenge des Vaters, weil er, der Mutter gleichend, von weicher Gemütsart war und sich nie an Mißhandlungen der sorbischen Hörigen beteiligte. Wurden die Söhne in die Dörfer geschickt, um die säumigen Censiten zu züchtigen, so entstand zwischen den Brüdern oft Streit, da der jüngere Bruder nach der Meinung des älteren die „Sorbenhunde", wie er sagte, viel zu mild behandelte.

Als die Brüder eines Tages von einem solchen Strafritt heimkehrten, verklagte der Liebling des Vaters den Freund der geplagten Slaven wegen seiner Milde. Da ward der Edeling zornig und sprach: „Gehe aus meinen Augen und von meiner Burg, Du bist enterbt!" Unter Thränen nahm er von seiner Mutter Abschied und sagte ihr, er wollte ein Mönch werden,

um später den geplagten Sorben des Orlagaues die Segnungen des Christentums zu bringen.

Auf der Burg herrschte seit jenem Tage kein Frieden mehr. Der Edeling ward immer zorniger und gewaltthätiger, seine Gattin härmte sich zu Tode. Die Roheit des künftigen Herrn trat immer schärfer zu Tage, und die Knechte und Mägde hatten keine gute Stunde mehr . . .

Gepeinigt von seinem Gewissen lag der alte Edeling auf seinem Krankenbett. Er ließ den Erben und den Burgkaplan kommen und sprach zu ihnen: „Meinen zweiten Sohn habe ich verstoßen, aber die Enterbung hebe ich auf. Ihr sollt dort, wo das Gelände sich neigt, einen Stein setzen. Bis dahin soll das Wiesenland und Ackerfeld dem Verstoßenen gehören. Und der Stein soll die Form des Kreuzes haben, damit er, wenn jener nicht wieder kehrt, ein Denkmal werde für ihn, der sich dem Dienste des Gekreuzigten gewidmet."

Der Edeling starb. Wenn auch widerwillig, so setzte der neue Burgherr doch den Stein an der bezeichneten Stelle und gab ihm die Kreuzform.

Jahre gingen ins Land. Da klopfte eines Abends ein müder Wanderer in Mönchstracht an das Thor der Burg. Es war der Bruder des Edelings. Wichtige Botschaft wollte er bringen: Die Sorben, unter denen er predigend viel umherkam, planten einen neuen Aufstand gegen ihre Bedrücker. Am ersten sollte die Burg des Edelings fallen und vom Erdboden vertilgt werden, weil ihr Bewohner der schlimmste und härteste war unter allen Edelingen im sorbischen Gau.

Als der Edeling des Mönches Botschaft vernahm, lachte er hell auf: „Wer von den Sorbenhunden kann über die Gräben meiner Burg setzen? Welche Art das feste Thor zerschlagen? Welcher Fuß die hohen

Pfahlmauern ersteigen?" Angesichts dieser übel angebrachten Sicherheit bat der Mönch mit warmen Worten: „So wahr ich Dein Bruder bin, sei auf Deiner Hut und rüste Dich wider den Angriff!"

„Was?" schrie der Edeling in hellem Zorn, „mein Bruder? Du willst mich wohl um mein Erbe bringen? Hinaus, hinaus aus meiner Burg!" — Mit gesenktem Haupte schritt der Mönch über die Zugbrücke, die sich hinter ihm wieder hob, ins Dunkel der Nacht hinein.

Da lebte es mit einem Male unter den Bäumen auf, die Vergeltung nahte sich der Burg in Gestalt unzähliger Slaven. Langsam rückten sie gegen die Burg vor, bis sie mit furchtbarem Kriegsgeschrei zum Stürm übergingen. Wenige Stunden — und die Burg mit allen ihren Bewohnern war ein Raub der Flammen geworden.

Als es Tag geworden, fanden die Sorben den Mönch in der Nähe der Brandstatt erschlagen. Er war ihr Freund gewesen, sie hatten ihn geachtet, auch wenn sie seiner Predigt nicht geglaubt. Und als sie den Stein mit den Kreuzarmen sahen, da begruben sie dort den Toten, damit er ein Denkmal habe in der Form, die er ihnen so oft als eine heilige gezeigt.

Der Name jener Burg ist verschollen. Die Kreuzarme am Stein sind abgewittert oder abgeschlagen. Auf der oberen Fläche hatte der Regen den Stein gehöhlt, so daß es aussah wie ein Schlüssel. Daher bezeichnet man heute noch den Platz, wo die Zwingburg stand, als den „Schlüsselstein."

3. Die heiligen Brunnen zu St. Jakob.

Als die Slaven im Orlagau noch halbheidnisch waren, trugen die Mönche aus dem Benediktinerkloster in Saalfeld das Licht des Christentums in die düsteren Wälder hinaus, predigten den Heiden das Evangelium und tauften die Bekehrten.

Solche Missionsfahrten hatten ihre großen Beschwerden; am Beschwerlichsten von allen aber waren die, welche zu denjenigen Slaven führten, die in dem dichten Walde Louba jenseits der Saale wohnten. Dennoch fanden sich immer wieder treue Bekennerseelen, die weder die Mühsal des Weges, noch das Gebrüll der wilden Thiere fürchteten.

Eines Tages stieg ein junger Benediktinermönch den hohen Berg hinter der alten slavischen Königsfeste von Eichicht empor. Rastlos war sein Fuß; sein Herz brannte vor Begier, die Heiden aus Finsternis und Aberglauben zum Lichte der Wahrheit und zum Glauben an Gott zu führen. Wohl war er sich bewußt, daß sein Beginnen kein leichtes sei, denn er kannte den slavischen Starrsinn, der sich von den Heiligtümern der Altvordern nicht trennen wollte. Aber er glaubte, er glaubte . . .

Müde hatte er sich unter mächtigen Tannen niedergelassen, um seine Glieder für die Weiterfahrt zu stärken; seinen Stab hatte er neben sich in die weiche Walderde tief eingestoßen. In Halbschlummer versunken, deuchte es ihn, als spräche sein Schutzpatron, der heilige Jakobus, zu ihm: „Hier sollst Du bleiben! Sie werden zu Dir kommen, und Du sollst sie taufen." Im Traum gab er zur Antwort: „Wie soll ich sie taufen, da kein Wasser auf dieser Höhe ist?" Und der Heilige sprach: „Ziehe Deinen Stab aus der Erde

und stoße ihn noch zweimal tief hinein und Du wirst Wassers die Fülle haben."

Als sich der Mönch zur Weiterfahrt erhoben, griff er nach seinem Stabe und riß ihn aus dem Boden. Aus der Oeffnung aber sprang ein silberner Strahl empor. Wahrlich, es war kein Traum gewesen der heilige Jakobus war ihm erschienen! Nun that der Mönch, wie ihm geheißen, und fand noch zwei Quellen mit silberklarem Wasser. Auf seinen Knieen dankte er Gott und seinem Heiligen.

Er beschloß zu bleiben. Mit Steinen faßte er die Quellen ein, von Stein und Holz errichtete er eine kleine Kapelle und weihte sie dem heiligen Jakobus.

Als er damit zu Ende war, machte er sich auf den Weg nach Saalfeld zurück und erzählte das Wunder seinem Abte. Der schrieb einen Brief an alle Christen des Orlagaues und empfahl ihnen, die Wunderbrunnen des heiligen Jakobus zu besuchen. Und die Leute kamen, mit den Christen die Heiden; erst zwar nur aus den Thälern der Loquitz, der Sormitz und der Saale. Sie hörten dort das Wort Gottes, tranken aus den Brunnen und wurden gesund von allerlei Gebrechen. Von Jahr zu Jahr wurde aber die Zahl der Besucher größer, der Ruhm der heiligen Brunnen drang weiter und weiter hinaus. Am Tage des heiligen Jakobus (25. Juli) kamen ganze Menschenströme herauf — St. Jakob war zum Wallfahrtsort geworden . . .

Das blieb so bis zur Reformation. Auch der Eremit von St. Jakob hörte von der neuen Lehre.

Als am Tage St. Jakobi die Wallfahrer wieder einmal zu Hunderten von einem heiligen Brunnen zum anderen gerutscht waren und sich dann um die Kapelle geschart hatten, hielt er ihnen eine evangelische Predigt; er sprach von dem Evangelium Jesu Christi als dem

wahren Brunnen des Heils, von dem Wasser des Lebens, das in Gottes Worte fließt, und von den Quellen der Wahrheit, die da heißen: Glaube, Liebe, Hoffnung.

Auch an diesem Jakobustag gingen die Meisten geheilt von dannen, geheilt von Menschensatzung, Irrlehre und Werkdienst . . .

Als ich auf rüstiger Wanderfahrt nach St. Jakob kam, holte aus dem einen der „Heiligen Brunnen" ein Weib, aus dem anderen ein Kind Wasser herauf. Da sah ich im Geiste den Herrn Jesus sitzen am Jakobsbrunnen, und ich hörte sein Wort, das er zur Samariterin sprach (Evang. Joh. 4, 13 und 14): „Wer dieses Wasser trinket, den wird wieder dürsten; wer aber das Wasser trinken wird, daß ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten." Und als ich auf das Kind sah, klang mir durch den Sinn: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Denn kein Papst und kein Priester kann es mehr den Kindern Gottes wehren, selbst zu schöpfen aus dem Brunnen des Lebens, den der Herr aufgethan hat in seinem Evangelium.

4. Das Hirtengrab.

Daß die Slaven des Orlagaues sich der Herrschaft des germanischen Elementes in Regierung, Sprache, Sitte und Religion Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Erfolge erwehren konnten, hat seinen Grund darin, daß sie einmal mit ausdauernder Zähigkeit an ihres Volkes Arten und Gottheiten festhielten, andermal aber auch durch weltliche und kirchliche Auflagen gegen die weltliche Herrschaft und die christliche Religion ein-

genommen wurden. Wenn man diese Umstände im Auge behält, wird es verständlich, daß Erzbischof Anno von Köln noch 1071 die Bevölkerung des Orlagaues als „roh und heidnisch“ und Papst Honorius II. sie noch 1126 als „halbheidnisch“ bezeichnete.

Der Orlagau war demnach ein schwieriges Missionsfeld mit hartem Boden. Mancher Abt in Saalfeld hat vergeblich auf die Frucht gewartet, die dem Samen des göttlichen Wortes erwachsen sollte, und mancher Missionsbruder der Abtei ist ins Grab gestiegen, ohne dem Herrn der Kirche Seelen gewonnen zu haben. Ja, mancher von ihnen wird in Ausübung seines Berufes unter den Händen der Slaven sein Leben gelassen haben.

Darauf deutet eine sagenhafte Erinnerung hin, die in Ottmannsdorf erzählt wird. Sie sei hier in etwas ausführlicherer Darstellung wiedergegeben.

In Schwippendorf, einem untergegangenen Flecken zwischen Haßla und Ottmannsdorf, von dem noch die letzten Spuren eines Hauses vorhanden sind, hatte sich ein Mönch aus der Saalfelder Benediktinerabtei niedergelassen, um in der Umgegend das Christentum zu predigen. Aber sein Wort blieb an den heidnischen Herzen der Slaven wirkungslos. Da begegnete ihm eines Tages im stillen Wiesengrund ein Sorbenmädchen. Schlank war ihre Gestalt, ihr Gesicht braun, ihr Haar schwarz, ihre Augen dunkel. Der Mönch sprach zu ihr von christlichen Lehren, sie hörte ihm still zu. Als er sie fragte, ob sie später mehr zu hören begehre, bejahte sie.

So führte er sie tiefer in das Christentum ein; je mehr aber der Slavin Verständnis für Christus und das Evangelium wuchs, um so schärfer wurde ihr innerer Widerspruch gegen das Heidentum der Ihrigen. Als sie eines Tages aufgefordert wurde, mit ihrer

Mutter und den Schwestern dem Swantewit zu opfern, weigerte sie sich und bekannte, daß sie Christin sei. Da fluteten die Wasser des Zornes der Ihrigen mächtig über sie hin; sie mußte bekennen, wie das alles gekommen war, und wo sie den verhaßten Mönch gesprochen. Und sie nannte den stillen Thalgrund, wo sie das Heil ihrer Seele gefunden.

Die Angehörigen der slavischen Christin aber schmiedeten einen teuflischen Plan; Haß gegen das Christentum und Zorn über die Abtrünnige waren ihre Helfer . . .

Mit dankerfülltem Herzen stieg der Mönch von seiner Klause ins Thal; heute sollte die Slavin als Erstling unter den Heiden rings umher die Taufe empfangen! Als Erstling — andere würden, so hoffte er frohbewegt, nun bald folgen. Als er an den bekannten Platz kam, war er überrascht, dort statt der jungen Freundin ihm fremde Sorbenfrauen zu finden. Aber er redete sie freundlich an und fragte nach woher und wohin.

„Zu Dir!" lautete die Antwort, und ein höhnischer Klang lag in der Stimme der Sprecherin. „Mit Dir vertraut zusammen zu sein, kamen wir hierher." Im Augenblick hatten sie den Mönch umringt, hielten ihn an Gewand und Armen fest und rangen ihn zu Boden. Der Angreiferinnen sich zu erwehren, wollte ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelingen. Nicht eher ließen sie von ihm ab, als bis er still und starr zu ihren Füßen lag, zwar ohne Wunde, aber dennoch tot.

Als seine Freunde nach tagelangem Suchen ihn fanden, begruben sie ihn auf der Wiese, an der Stelle, wo er gelegen. Auf sein Grab setzten sie ein steinernes Kreuz, auf dem sie einen Stab eingehauen hatten. Das sollte bedeuten: „Im Dienste des Herrn am Kreuze hat er seine Wallfahrt beendet."

Jener Stein steht noch auf der „Kreuzwiese“ bei Ottmannsdorf. Die Kreuzarme sind abgewittert, der Stab ist noch sichtbar. Und fragst Du, was der Stein bedeutet, so wird man Dir sagen: „Hier haben vor langer Zeit Mägde einen Hirten getötet.“

Ja, ein Hirt wollte jener Mönch den Slaven werden, ein Hirt der Seelen; aber die Herde hat ihn verstoßen.

5. „Unrecht Gut.“

Der Häusler Michel, der als Taglöhner und Holzhauer für sich und die Seinen ein kärglich Brot verdiente, lag vom schweren Tagewerk ermüdet auf der harten Holzbank. Sein Weib war krank, und die Kinder hatten sich schon seit einer Stunde zur Ruhe begeben; aber seine Augen spürten keinen Schlaf. Ihn quälten sorgende Gedanken. Er war schon gut bei Jahren; die Kräfte des einst rüstigen und als Arbeiter von den Bauern und dem Herrn Förster viel verlangten Mannes fingen an zu schwinden; er verdiente weniger denn früher, weniger als der bescheidene Haushalt forderte. Ach, das war vor Jahren ganz anders gewesen! Da hatte er mit seiner Liese verdienen können und manchen Sparpfennig zurückgelegt. Und glücklich und zufrieden waren sie auch gewesen; nur ein Wunsch war ihnen versagt geblieben: sie hatten kein Kind! Nun ruhte die gute Liese schon seit zehn Jahren draußen auf dem Friedhof unter dem schlichten Kreuzlein. —

Ein neues Glück war ihm aufgegangen; er hatte die Hirtengretel, die allein in der Welt stand, in sein Häuschen geführt. Bald stellten sich auch Kinder ein — es waren jetzt deren vier — und mit ihnen war

die Sorge unter Michels Dach eingezogen. Krankheiten von Mutter und Kindern verschlangen das Spargeld, ja noch mehr: er hatte Schulden gemacht! Nun, da er selbst älter und dazu kränklich geworden war — wie sollte er sich helfen . . .

Bleiern legte sich auf seine Lider der Schlaf und ließ ihn seinen Gram vergessen. Da schreckte ihn eine tiefe Stimme: „Michel, Michel, Michel!" Deutlich hörte er seinen Namen, aber die Augen vermochte er nicht aufzuthun. „Michel", sprach die Stimme, ich weiß von Deiner Not und komme, Dir zu helfen. Der Ritter bin ich von St. Jlgenhayn. Gold und Schätze liegen in Fülle drunten im Schloß. Komm und nimm Dir, soviel Du willst! Du bist ein ehrlicher Mann und von gutem Ruf. Du könntest uns erlösen. Wir sehnen uns nach der Ruhe Gottes, und können sie nicht finden seit jenem Fluche des Kaufherrn, den wir beraubt und dessen einzigen Sohn wir erschlagen. Heute geht das zweimal dritte Jahrhundert seit jener fluchbeladenen That zu Ende, heute können wir erlöst werden — durch Dich, Michel, nur durch Dich! Komm mit dem zwölften Glockenschag an die große Tanne drunten am Bächlein im schwarzen Graben!"

Die Stimme schwieg; Michel hörte ein Geräusch wie das Rasseln einer alten Rüstung; dann war alles still. Genau wußte Michel, was der Ritter gesprochen. „Gold im Schloß — Erlösung für Dich!" klang es ihm durch den Sinn. „Alle Not zu Ende, alle Sorge gebannt!" Dann packte ihn ein Grausen vor dem verwunschenen Schlosse . . . aber seine Kinder hungerten, sein Weib lag vom Fieber geschüttelt, seine Gläubiger drängten! Plötzlich sprang er empor und stand aufrecht in der kleinen, niedrigen Stube. „Ich gehe", sagte er.

Noch ehe die Kirchenuhr zum Schlage der zwölften Stunde aushob, stand er an der bezeichneten Tanne. Der zwölfte Glockenschlag — ein Ritterfräulein in weißem, faltigem Gewand stand vor ihm, ihre Hand lag auf der Klinke eines großen Thores. „Michel", sprach sie, „folge mir! Es wird Dir nichts geschehen; nur bedenke: Du mußt schweigen, solange Du im Schlosse weilst, was auch komme; sonst können wir nicht erlöst werden! Bist Du bereit?"

„Ich bin es", sagte Michel.

Die Pforte that sich auf, und Michel folgte dem Mädchen. Erst ging es über einen geräumigen Hof, dann traten sie in eine lange Halle. Schilder und Harnische, Speere und Lanzen schmückten die Wände. Dort aus jener Thür klang Gespräch und Becherklang.

Jetzt traten sie in ein dunkles Gewölbe ein; aber bald hatte sich Michels Auge an die Dunkelheit gewöhnt. Dort in der Ecke glänzte etwas — „Das ist das Gold", sprach er zu sich, und ein Zittern ging durch seinen Körper. „Nun bin ich gerettet!"

Da hob das Fräulein mit feierlicher Stimme an: „Michel, denk' an Dein Versprechen, zu schweigen! Habe keine Furcht! Nimm Dir, soviel Du tragen kannst, und wir sind erlöst durch Deine ehrliche Hand!"

Näher trat Michel zu dem funkelnden Golde; da schien es ihm, als klebe Blut daran. Aber er überwand das Grausen . . . sein Weib, seine Kinder! Nun streckte er seine Rechte aus, um von dem Golde zu nehmen . . . da — was war das? Ein großer, zottiger Hund fuhr hinter dem Goldhaufen hervor! Wie Kohlen brannten seine Augen, wie Feuer glühte sein Atem . . . Er schnappte nach Michels erhobener Rechten. „O, mein Gott!" rief Michel, und ihm schwanden die Sinne; es war ihm noch, als brause

der Novembersturm heulend und stöhnend durch die Tannen . . .

Als es Tag geworden, fanden die Kinder den Vater nicht. „Wo mag er sein?“ Sie fragten hier, sie fragten dort; niemand wußtes zu sagen. Endlich nach sieben langen Tagen — die Grete wäre bald vor Kummer und Sorge gestorben — fanden sie ihn halbverhungert und todesmatt in seiner kleinen Scheune.

Von Stund an zog das Glück wieder in die Hütte ein. „Behaltet, so sprach Michel oft zu seinen Kindern, behaltet eine ehrliche Hand, trachtet nicht nach blutbeflecktem Gold und verliert auch in der Not niemals das Vertrauen auf den Höchsten!“

6. Die Niedenburg.

Von der Burg Ziegenrück aus ritten drei gewappnete Ritter mit ihren Knappen westwärts. Kühn ragte die Helmzier empor; das Visier war hochgeschlagen. Leuchtende Augen und jugendfrische Wangen. Alle drei trugen die Abzeichen der Ritter des Ordens der Johanniter, den schwarzen Mantel mit dem weißen Kreuz. Der Kundige mußte bald inne werden, daß die drei Ritter aus dem Kreuzzug zurückkehrten. Aus den Gesprächen, die sie führten, konnte man entnehmen, daß sie der väterlichen Burg sich nahten. Auf einer weitschauenden Höhe angelangt, hielten sie ihre Rosse an. „Wir grüßen Dich, Burg unserer Väter!“ riefen sie, und Thränen der Freude füllten ihre Augen. „Wir wollen einen Knappen zur Niedenburg voraussenden, der dem Vater unsere Ankunft melde.“ Dieser Vorschlag des ältesten unter den drei Brüdern wurde

angenommen, und schon sprengte der Knappe den Waldweg hinab, der Niedenburg zu. Langsam folgten die Ritter nach. Als sie an der Saale anlangten, hielten sie angesichts der Niedenburg, noch gedeckt vom Walde, still. „An der Insel" wollten sie den Boten erwarten. Der kam bald zurück. „Der Ritter von der Niedenburg ist Todes verstorben", das war seine Botschaft, „der Burgvoigt entbietet den neuen Herren seinen Gruß und das Gelöbnis der Treue."

Aus dem Antlitz der Ritter war alle Freude geschwunden. Still und in sich gekehrt ritten sie zur Niedenburg empor. Als sie vor dem Thore der Burg angekommen waren, sprach der eine von ihnen: „Wer soll nun Herr sein auf der Niedenburg?" — „Entscheiden wir es nach Ritterbrauch!"

Auf dem breiten Wiesengelände vor der Burg fochten sie den Schwertkampf um das väterliche Erbe aus. Die Lanzen krachten, die Schwerter blitzten, die Wunden bluteten. Nach heißem Ringen lagen zwei von den Brüdern sterbend auf dem grünen Plane. Wo sie gefallen, ließ der Sieger sie ins Grab legen.

Als der Ritter von der Niedenburg alt geworden war, und sein Lebenstag sich neigte, führte er den Burgvoigt an die Grabstätte seiner unglücklichen Brüder. „Wenn ich gestorben", sagte er, „bette mich zwischen meine Brüder! Zu Häupten jedes der Gräber setze einen Stein in der Form des Kreuzes zum Zeichen der Versöhnung! Hüte sich jedermann vor dem Neid, der mich bei unserer Rückkehr sagen ließ: „Wer soll Herr sein auf der Niedenburg?"

Wie der Ritter befohlen, so ist es geschehen. Heute noch stehen die drei Kreuze am Ausgange des Dorfes und sind in das Siegel der Gemeinde und des Rittergutes aufgenommen. Mit jenem Ritter ist sein Ge-

schlecht erloschen. Niemand weiß mehr seinen Namen. Das Schloß aber und das Dörflein davor heißt seit jenen Tagen Neidenberga.

7. Der Grenzstein.

In früheren Zeiten gab es keine Steuerrevisoren, die mit der Kette auf dem Felde und mit dem Zirkel auf dem Papiere die Grenzen der Gemeindefluren oder die liegenden Güter der einzelnen Besitzer festgestellt hätten. Daher waren die Grenzen nicht wie heutzutage bis auf die Ackerfurche und Sichelbreite genau; in gegenseitiger Vereinbarung nahmen wohl ursprünglich zwei Gemeinden oder Gemeindemitglieder diejenigen Punkte als Grenzpunkte an, bei denen sie nach Rodung des Waldes und Herrichtung der Felder und Wiesen zusammentrafen. Bald bezeichnete ein Wasserlauf oder eine Hohle, bald ein Baum oder ein Felsstück die Grenze.

Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn sich in späteren Zeiten Grenzstreitigkeiten erhoben. Vermessene Grenzsteine und Flurkarten waren unbekannte Dinge. Gab es also einmal eine Meinungsverschiedenheit über den Verlauf der Grenze, so wird man versucht haben, den Streitfall auf Grund der „Erinnerungen der ältesten Leute" in der Gemeinde oder den Gemeinden zu schlichten. Ein anderes Mittel gab es kaum. Wenn nun aber einmal solche „älteste Leute" nicht vorhanden waren, um durch die Autorität ihrer Erinnerung den Grenzstreit zu schlichten, was dann?

Wie sich da vor alten Zeiten die Dorfschaften Schmieritz und Traun in solchem Falle geholfen haben, erzählt die Sage folgendermaßen:

Lange schon hatten sich die Bauern und Schulzen beider Gemeinden herüber und hinüber gestritten; die Trauner behaupteten, die Grenze liege hinter dem „Hecken"-Berge nach Schmieritz zu, die Schmieritzer aber das Gegenteil. Behauptung stand gegen Behauptung. Keine der beiden Parteien konnte ihre Meinung durch Beweise stützen und zur Geltung bringen. Man war ratlos hüben wie drüben. Schon seit Jahren lag das umstrittene Land unbebaut, von Unkraut dicht bestanden.

Nun hatten vor einiger Zeit die Schmieritzer Bauern einen landfremden Mann auf seine inständigen Bitten zum Schafhirten angenommen. Als dieser von dem alten Grenzstreite hörte, trieb er seine Herde in die Nähe des umstrittenen Landes, überließ die Schafe der Obhut seiner treuen Hunde und besichtigte das Land die kreuz und die quer, die Länge und Breite. Als er seine Herde am Abend in das Dorf getrieben, ging er zum Schulzen und hatte mit ihm eine lange Unterredung. Als diese beendet, ging der Schulze noch am späten Abend nach Traun hinüber.

Am Sonntag darauf zogen die Bauern von Schmieritz und Traun, je den Schulzen an der Spitze, aus ihren Dörfern und trafen sich auf der Höhe des „Hecken".

Die Bauern bildeten einen Kreis, in dessen Mitte die beiden Schulzen standen. Der von Schmieritz, ein würdiger Alter in grauem Haare, sprach: „Heute soll der alte Streit beendet werden, auf daß wieder Friede sei wie vordem zwischen Schmieritz und Traun. Dort, sagen die Schmieritzer — er wies mit der Hand nach Traun zu — ist unsere Grenze; hier, sagen die Trauner — er hob die andere Hand, die den Krückstock führte, und zog durch die Luft eine Linie nach Schmieritz zu — ist unsere Grenze. Wer will nun

sagen, wo die richtige Grenze ist? Heute und auf der Stelle wollen wir den Streit austragen." — „Ja, austragen, wirklich austragen!" rief der Schulze von Traun dazwischen.

Der Schulze von Schmieritz fuhr in seiner Rede fort und sagte: „Euer Schulze und ich sind übereingekommen, den Streit folgendermaßen zu schlichten: Seht dort den Stein, massig und schwer! Ein Schmieritzer soll ihn tragen von der Grenze, die ihr Trauner behauptet, an nach Traun zu, und ein Trauner soll ihn tragen von der von uns behaupteten Grenzlinie an nach Schmieritz zu. Wo derjenige von beiden, welcher den Stein am weitesten getragen hat, ihn zur Erde fallen läßt, da soll die neue Grenze sein. Seid ihr einverstanden, ihr Männer von Schmieritz?" Diese aber antworteten: „Ja, ja." — Und der Trauner Schulze fragte: „Seid ihr mit dem Vorschlag zufrieden, ihr Leute von Traun?" die Antwort lautete: „Wir sind es!"

Nun wurde der Stein auf einer Tragbahre an eine näher bezeichnete Stelle auf die, von der Dorfschaft Traun behauptete Grenzlinie geschafft, und der Schulze von Schmieritz fragte seine Leute: „Wer von euch getraut sich, den Stein fortzutragen?" Von den Bauern aber wagte es keiner. „Bleibt der Stein hier liegen, sagte der Schulze, so wird das die Trauner Grenze sein!" Da trat der Hirt hervor, der landfremde Mann, und erbot sich, den Stein zu tragen. Mit Hilfe der Bauern lud er ihn auf den Rücken und lief durch das Unkraut in der bezeichneten Richtung vorwärts. Und immer weiter schritt er, über die Höhe hinweg, den Abhang nach Traun zu hinab; schon war die von den Schmieritzern angesprochene Grenze überschritten, und noch trug er den Stein . . .

„Aber siehe, jetzt sinkt er zusammen — der Stein wird ihn erdrücken, schnell zur Hilfe!“ So schallte es aus dem Munde der Leute.

Hastig wälzten sie den Stein beiseite und rüttelten an dem Hirten. Der aber regte sich nicht. Ein Schein von Glück lag auf seinem bleichen Antlitz . . .

Bald hatten sich alle Bauern um den Toten versammelt. Lange herrschte feierliche Stille unter ihnen. „Das war ein Braver!“ sagte der Schulze von Traun. „Will einer von euch den Stein tragen?“ — „Nein,“ sagten die Trauner alle, wie ein Mann, „er hat seiner Dorfschaft den Sieg erstritten durch Darangabe seines Lebens. Wo der Stein liegt, da sei die Grenze!“

Und so ist es geblieben; der Stein liegt heute noch mitten im Grenzweg, der nahe an Traun empor zur waldigen Höhe führt, ein Denkstein des wackeren Mannes, der erfahrene Güte und freundliche Aufnahme in Schmieritz durch jene opferfreudige That so reichlich zu belohnen wußte.

8. Die krumme Kiefer.

Lange vor der Zeit, in welcher man Chausseen und Eisenbahnen baute, zogen sich die alten Handels- und Kaufmannsstraßen auf den Kämmen der Gebirge hin. Das klassische Beispiel dafür ist in Thüringen die unter dem Namen „Rennsteig“ bekannte Handels- und Heerstraße. Daß besonders die Nürnberger Kaufmannschaft ihre Waren auf Wagen weithin verfrachtete, geht aus der vielfach vorkommenden Bezeichnung hervor: „Nürnberger Gericht“. Solche „Nürnberger Gerichte“ finden sich z. B. mehrere an

der „Hohen Straße“, welche sich auf dem Waldgebirge der sogenannten „Haide“ von Saalfeld nach Gera hinzog. Von Saalfeld aus führte auch eine solche Straße, die „Nürnberger Straße“ genannt, an der oberen Saale entlang. Bei Liebschütz kennt man heute noch das „Nürnberger Gericht“. Daran knüpft sich folgende Sage:

Die großen Warentransporte der Nürnberger Kaufmannschaft waren in dortiger Gegend vielfach von Stegreifrittern und Buschkleppern ausgeraubt worden. Die unzugänglichen Schluchten des Saalthales boten solchem Gesindel willkommenen Schutz. Die Kaufleute mußten darum auf immer stärkere Bedeckung ihrer wertvollen Ladungen bedacht sein. Wenn es ihnen infolge dessen auch gelang, die Angreifer zurückzuschlagen, so konnten sie doch keineswegs ihrer habhaft werden, um an ihnen ein Exempel zu statuieren.

Als sie wieder einmal sich mühsam auf beschwerlichem Weg das Gebirge emporarbeiteten, brachte der berittene Vortrab einen Ritter als Gefangenen ein. Auf dem Gerichtsplatze bei Liebschütz wurde unter einer Kiefer Gericht gehalten. Zwar beteuerte der Gefangene seine Unschuld. Aber infolge des schon seit Jahren aufgesammelten Grolls, und eingedenk der vielfach erlittenen Verluste, hatten die Nürnberger nicht Lust, den Gefangenen laufen zu lassen; fürchteten sie doch auch, daß er von seinen Kumpanen nur zur Beobachtung vorausgesendet sei! Also wurde das Urteil gesprochen: „Der Ritter wird zum warnenden Beispiel an der Kiefer aufgeknüpft.“

Der Ritter aber sprach: „Ich bin unschuldig; niemals habe ich Euch und Euren Waren etwas zu Leid gethan. Zum Beweis meiner Unschuld wird dieser Baum sich biegen nach der Seite hin, an die Ihr mich hängt“. Die Kaufleute blieben jedoch unerbittlich.

Der Henker befestigte die Schlinge an seinem Hals und zog den Ritter hinauf. Dann ging der Zug weiter.

Als sie wieder vorbeizogen, die Kaufherren von Nürnberg, mit Wagen und Rossen, mit Troß und Hunden, war der Gehenkte abgenommen. Die Kiefer war krumm geworden — sie hatten einen Unschuldigen gemordet.

Heute noch steht die krumme Kiefer am „Nürnberger Gericht". Wer dort vorbeigeht, denkt der alten Zeit, die gesetzlos war und erbarmungslos.

9. Der Fiedelmann.

„Das war heute wieder ein saurer Tag," sagte der Fiedlerfranz vor sich hin, als er, den Ledersack mit seinem Instrument auf dem Rücken, in stiller Mondscheinnacht durch den Wald zwischen Köthnitz und Schmieritz hinschritt. „Ein saurer Tag, ja, aber doch auch ein schöner Tag und ein gesegneter dazu."

In einem Dorfe bei Schleiz hatte er zum Erntetanz aufgespielt den ganzen Nachmittag bis in den späten Abend hinein, nachdem er schon am Vormittag, von den Burschen des Dorfes begleitet, jeder der Dorfschönen ein Ständchen dargebracht hatte. Ja, das mußte er sagen, ein saurer Tag war's gewesen, aber ausgehalten hatten ihn die Leute, wie noch auf keinem Dorfe, wo er zum Tanze gespielt, weit und breit. Selbst wenn er hätte essen können, wie einer, der den Scheffel drischt, so hätte er noch manchen guten Bissen verschmähen, und wenn er hätte trinken können, wie durstiges Ackerland, so hätte er manche mit guten Kofent gefüllte Kanne den gütigen Spendern zurück

geben müssen. Ein Musikantenmagen, und nun gar der des Fiedlerfranz, kann gewiß viel vertragen, und eine Musikantenkehle ist immer durstig — aber heute, nein — man muß auch aufhören können mit essen und trinken. So dachte der Fiedlerfranz und war froh, daß er noch klar denken konnte. Denn für den Heimweg braucht man seinen Verstand und seine Augen und seine Ohren, zumal wenn es Nacht ist, und wenn man ein kleines Vermögen im Rucksack hat. Gewiß, ein kleines Vermögen nannte er heute sein eigen. Denn der Erntetanz war für den Fiedlerfranz auch ein gesegneter Tag gewesen. Bei dem Reiheständchen hatten die Bauern heute nicht geknausert; mancher Silberling verschwand klirrend in seiner Tasche. „Auf dem Hofe" hatte er sogar einen Thaler eingeheimst, und als Tanzgeld war ein hübsches Sümmchen zusammengekommen.

Wie er sich da gefreut hatte, der Fiedlerfranz! Je mehr sich seine Tasche füllte, desto schöner waren die Melodien seiner Fiedel entquollen. Aber das Geld war's nicht allein gewesen, was ihn so froh gestimmt, so hoch begeistert hatte. Er hatte, wenn die Paare so um ihn herumwirbelten, an seinen Schatz denken müssen. Heute kam er gewiß dem von beiden ersehnten Ziele bedeutend näher, zum Pfarrer zu gehen und das Aufgebot zu bestellen. Wie würde seine Christel sich freuen, wenn er ihr den sauer verdienten Schatz zeigen würde!

Mit Gedanken an das zukünftige Glück beschäftigt, war er den Berg hinangestiegen. Jetzt spürte er aber doch, daß er einen weiten Weg hinter sich hatte. „Bis in die Thäler ist's noch weit," dachte er, „da ists gut, wenn ich ein halbes Stündchen ausruhe."

Seinen Fiedelsack hängte er an eine Fichte und ließ sich im Grase nieder. „O wie wohl das thut

sich so strecken zu können!" sagte er vor sich hin und blickte zu dem dichten Gezweig empor, durch dessen Gewirr das Mondlicht silbern flimmerte. Süßes Gedenken an seine Christel füllte seine Seele. Plötzlich trieb es ihn empor; die Fiedel nahm er aus dem Sack, lehnte sich an den Fichtenstamm und strich die Saiten. Zarte Harmonien flossen durch die nächtliche Stille. Fester und klarer gestalteten sich die Töne. Eine Melodie . . . ein Lied. Jetzt sang der Fiedlerfranz, und seine Fiedel begleitete ihn:

Verschwiegen hab' ich's den ganzen Tag
Und tief in die Seele verschlossen;
Nun kling' es, so laut es nur klingen mag,
Im Walde, von Mondlicht durchflossen.

Mein Lieb ist jung, eine frische Maid,
Hat rosige Lippen und Wangen.
Und nennt sie ihr eigen nicht gülden Geschmeid,
Mag doch ich kein' andre umfangen.

Ach, wie so lieb sie ins Auge mir blickt!
Wie wonnig doch kann sie mich küssen!
O Mädchen, wie hast Du mich innig beglückt,
Daß Dich ich hab' lieben müssen!

Der Bogen, die Fiedel in meiner Hand,
Dir, Dir allein immer sie klingen:
Ich liebe Dich, liebe Dich unverwandt,
Bis einstens die Saiten zerspringen.

Und sind zersprungen sie alle vier,
Den Fingern der Bogen entglitten,
So will ich doch leben, will leben nur Dir,
Hab' Dich mir erst ganz ich erstritten!

Zu singen hörte der Fiedelfranz auf, aber weiter schallten die Töne seiner Fiedel durch die Nacht, tief

und feierlich wie ein ernster, heiliger Schwur ewiger Liebe und Treue . . .

Da trifft ihn ein harter Schlag auf den entblößten Kopf. Fiedel und Bogen fallen zur Erde. Der Fiedlerfranz greift in die Luft und sinkt um . . .

Im Schatten der Nacht hatte sich ein geldgieriger Mordbube hinter die starke Fichte geschlichen, an welche der Fiedlerfranz sich gelehnt, versunken in seine Liebe und seine Töne; so hatte sich der Mörder unbemerkt nahen können.

In der Frühe des Tages fand ein Holzarbeiter einen Toten. Die zersprungene Fiedel sagte, wer er sei. Die umliegenden Ortschaften boten alles auf, des Raubmörders habhaft zu werden, aber umsonst.

Auf dem Friedhof des nächstgelegenen Ortes begrub man den Fiedlerfranz; sein Grab ist längst vergrast und vergessen, aber sein Denkmal ist der Wald, in dem sein junges Leben ein so jähes Ende nahm. In die Rinde der Fichte, an der man den leeren Fiedelsack hängen fand, schnitt eine dankbare Hand eine Fiedel ein. Und ob auch jener Baum längst, längst der Säge und der Axt zum Opfer gefallen ist und vielleicht dem Mörder die Bretter zum Sarge geliefert hat, so heißt doch jene Waldstelle, wo der Mord geschah, heute noch „der Fiedelmann."

10. Das Urbanusfest in Oelsen.

In den Zeiten des Mittelalters wurde im Orlagau mit Eifer und Erfolg Weinbau getrieben. Deshalb war St. Urban, der Patron der Winzer, ein weit und breit beliebter Heiliger, dessen Namenstag, den 25. Mai, man mit allen Ehren festlich beging.

Weihend und segnend schritt an diesem Tage der Priester dem Zuge der Winzer durch die Weinhalden voran und bat in ihrem Namen um den Segen der Trauben.

Als einst am Tage Urbani der Zug der Winzer von dem Dörflein Oelsen aus sich hinaufbewegte in die Weinberge unter dem Klythenfelsen, sahen Priester und Winzer eine Schar Kinder zwischen den Weinstöcken emporschreiten und hörten bald vom Felsenkopf herniederschallen die Worte:

„Urbanus, heil'ger Weinbergsmann,
Bind' alle Reben sicher an
Und laß durch Deine Kraft gedeih'n
Zum Besten unsern Klythenwein!"

Tiefgerührt waren die Männer von diesem Weinsegnen der Kinder, der Priester aber sprach: „Genade uns, heiliger Urbanus! Wenn Du dieser Kinder Gebet erhörest, will ich ihrer Frömmigkeit ein ewiges Gedächtnis stiften!"

Die Witterung des Sommers und Herbstes war in jenem Jahre der Frucht des Weinstockes so außerordentlich günstig, daß die Trauben so groß wurden, und der Wein so gut geriet, wie nie zuvor. Trotzdem zogen die Oelsener Winzer nicht, wie sonst, singend und jauchzend in die Weinernte, denn die Früchte des Feldes waren unter Blitz und Donner fast gänzlich verhagelt.

Als der Urbanustag sich wieder nahte, gedachte der Priester Märten von Krölpa seines Gelöbnisses; er wollte den Kindern von Oelsen eine große Freude machen, denn ihr Weinsegen hatte auch ihm den Keller reichlich gefüllt. Aber wie konnte er sein Wort am Besten einlösen?

Da gedachte er der Not und des Hungers, die alle Oelsener schwer bedrückten. Er stieg auf seine

Getreideböden empor und beschaute die reichen Vorräte, die ihm der Decem aus seinem weiten Sprengel voriges Michaelis eingebracht. Jetzt leuchtete es in seinem Gesichte fröhlich auf: er wußte, wie er den frommen Kindern ein Gedächtnis stifte . . .

In der Frühe des Urbanustages fuhren zwei mit Säcken beladene Wagen aus dem Pfarrhof zu Krölpa nach Oelsen zu. Als sie dort angekommen waren, ließ der Priester Märten die Kinder des Dorfes in die Kapelle zusammenrufen und sprach zu ihnen: „Der heilige Urbanus hat Euch erhört und den Wein gesegnet. Zum ewigen Gedächtnis Eurer frommen Bitte und zum Dank für den Heiligen soll Euch der Pfarrer von Krölpa alljährlich am Tage Urbani Mehl darreichen, daraus Eure Mütter euch Brot backen." Und zu den Erwachsenen sprach er: „Ich habe Eure Not angesehen und soviel mitgebracht, daß Ihr alle esset und satt werdet auf lange Zeit."

Da ward eine große Freude unter den Leuten; sie traten an den Priester heran und küßten ihm unter Thränen die Hand. Geschäftig eilten die Mütter in ihre Wohnungen, rührten den Teig und schürten das Feuer in den Backöfen. Während dessen zogen die Männer durch die Weinberge. Als aber der Zug der Winzer mit dem Priester in das Dorf zurückkehrte, gingen ihnen die Kinder entgegen und baten den Priester, die Brötchen in ihrer Hand zu segnen. Der Priester willfahrte dieser Bitte und sprach:

„Nie mögen sie schimmeln, ob alt auch an Jahren!
Sie mögen vor Blitz und Feuer bewahren
Und heilsam sein den Kindern allen,
Die von tötlichen Krämpfen werden befallen!"

Am Urbanustag des nächsten Jahres übergaben die Oelsener nach der Frühmesse in der Kapelle dem Pfarrer ein in Stein gehauenes Bild, das ihren Dank

verewigen sollte für die Hilfe, die er ihnen in schwerer Zeit gespendet. Es stellte einen Heiligen dar, der sich als einen Wohlthäter der Armen erwiesen hatte: den heiligen Martin, der einst seinen Mantel mit dem Nackten teilte. Auf welche Weise ihr Priester Märten ihnen, den Darbenden, geholfen, deuteten die drei Brötchen an, die auf dem Steinbild sichtbar waren.

Längst wird im Orlagau und in Oelsen kein Wein mehr gebaut; die Stiftung der Urbanusbrötchen aber hat bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts bestanden. Der Verteilung der Brötchen ging ein Gottesdienst voraus, und der Urbanustag war Jahrhunderte hindurch ein großer Festtag für Jung und Alt, obgleich man die Geschichte der Entstehung dieses Dank- und Freudenfestes längst vergessen hatte. Das Steinbild ist noch vorhanden; man sieht es an der Nordmauer der Kirche in Oelsen, und manches Haus bewahrt noch in verschwiegener Lade ein gesegnetes Urbanusbrot.

11. Die letzte Wallfahrt nach Krobitz.

Es war im Jahre 1430. Lichter Sonnenschein breitete sich über die Ebenen und Gründe des Orlagaus. Die Bauern von Weira, die Tagelöhner von Positz und Neunhofen schauten von ihrer eifrigbetriebenen letzten Erntearbeit auf, als der helle Glockenton von der Kapelle des frommen Wigbert zu Krobitz durch die Sommerluft zu ihnen herüberzog. Sie wußten, was das Geläut bedeute: der „fromme Pater," wie alle ihn nannten, hielt eine Messe, daß die Ernte, die so gut geraten, wohl möchte geborgen sein. Denn je schneller sie von statten gegangen, um

so größer würde der Zuspruch derer sein, die zu seinem kleinen, aber weit und breit berühmten Gotteshause wallfahrend pilgerten.

Als die Messe beendet, trat der Pater aus der Kapelle heraus. Seine Augen schweiften über das weite, schöne Gelände. Von der Strahlenfülle der Abendsonne überschüttet, grüßten ihn das Schloß zu Positz und die Kirche zu Neunhofen. Aus dem Grunde herauf drang das Rauschen der Orla zwischen den Schlägen der Hammerwerke vertraut an sein Ohr. Neben ihm schlug eine Wachtel am Rain, über ihm jubilierte eine Lerche in der Luft. „O, du gottschöner Tag!" dachte er bei sich; „wenn der morgende Dir gleicht, dann kommen der Pilger mehr denn hundert." Noch einmal hielt er Umschau, dann schritt er seiner Wohnung zu, die sich jenseits des Weges im oberen Bau des Klosterhofs befand.

Kaum hatte sich der fromme Pater seiner priesterlichen Kleidung entledigt, als er schon über den Hof nach dem Garten hinunterschritt. Es war ein merkwürdiger Drang in seiner Seele, heute so lange wie möglich unter den alten Linden hinzuwandeln, die den großen Garten rings umsäumten. Wie schön war doch das Alles, was sein Auge sah! Dessen ward der Pater aber erst recht inne, als er drüben an der alten Linde seinen Lieblingsplatz aufgesucht. Da lag vor ihm sein kleines, liebliches Paradies: die grüne Rasenfläche mit den Obstbäumen, der saubere Beetgarten mit dem Küchenkraut, der blanke Teich mit dem hohen Damme, der Klosterhof mit den altersgrauen Gebänden. Die dichtbelaubten Kronen der Linden rahmten dieses Bild des Friedens ein, als wollten sie jeglichem Sturme siegreich wehren. Was aber den Pater bewogen hatte, gerade dieses Plätzchen sich zu erwählen, war der Umstand, daß von hier aus das Auge

unter dem von zwei hochstämmigen Linden gebildeten Laubbogen hinweg gerade die Kapelle traf, die wie auf das Blau des Himmels gezeichnet erschien. Wie freute dieser kostbare Anblick das Herz des frommen Paters! Ueberreich kam er sich dadurch belohnt vor für die Einsamkeit des Winters, die ihn oft sehnsüchtig hatte auf den Frühling und den Sonnenschein warten lassen.

Die Sonne war längst untergegangen, noch lehnte der Pater am Lindenstamm. Wie war ihm doch? Hatte er nicht geträumt? Kriegsgeschrei und Waffenlärm hatten ihn umtobt . . . nein, nein! der Nachtwind war durch die Blätter gegangen, und diese hatten ihr Abendlied ein wenig lauter gesungen — dazu das Plätschern des vom Teich abfließenden Wassers . . .

Der Morgen des Wallfahrtstages brach an. Den Pilgern schickte der Küster den Gruß seines Glöckleins entgegen und dachte dabei: „Naht in Frieden, ihr frommen Leute! Der Pater wartet eurer.“ Dieser aber hielt seine Frühmesse im dämmernden Kirchlein.

Schon kamen die Leute vom Grunde herauf, von Neunhofen herüber, von Weira und Quaschwitz herab oder sonst woher, um dem frommen Gebrauche gemäß diesen Tag bei der Kapelle zu feiern. Das Glöcklein läutete, die Pilger drängten in die Kapelle, der Gottesdienst begann . . .

Da erhob sich ein Schrei der Ueberraschung und der Angst, der den Priester und die fromme Gemeinde in Schreck erstarren machte. Ein wildes Gebrüll übertönte die Stimmen der Angst. Wem die Furcht und das Beben nicht die Glieder gelähmt, der floh davon. Aber wohin? Ringsum Feinde zu Roß und zu Fuß, furchtbar anzusehen mit ihren blitzenden Schwertern und langen Spießen. Und wie sie dreinschlugen auf die waffenlose Schar! Keinen verschonten sie, ob Mann

oder Weib, ob Greis oder Kind. Das Gelände um die Kapelle her war bald zum Leichenfeld geworden.

Andere Haufen der unmenschlichen Schar hatten sich auf den Klosterhof gestürzt. Die Plünderung war bald vollbracht. Was die Ruchlosen brauchen konnten an Vieh und Futter, ward ins Freie geschafft. Das übrige ging in den Flammen unter, welche die strohgedeckten Holzbauten gar schnell in Asche legten.

Der fromme Pater hat die Verwüstung nicht gesehen. Am Altare seines geliebten Heiligtums lag er auf den Knien, als die brennenden Balken über ihn zusammenbrachen und ihn begruben.

Das schöne Klostergut Krobitz war wüste geworden, ein rauchender Markstein mehr auf dem Kriegspfade der Hussiten, die 1429 und 1430 Thüringen und das Osterland wut- und racheschnaubend durchzogen. Der Heerzug der hussitischen Haufen war die letzte Wallfahrt zu der Kapelle des frommen Paters Wigbertus.

Als sie 1610 und 1611 aus fast 200jährigen Trümmern wieder erstand, war das Licht des Evangeliums über Deutschland aufgegangen, nicht blutigrot wie die Brandfackel der Hussiten, sondern umsäumt von den milden Strahlen der Gottesgnade.

12. Die Heilige von Liebschütz.

Fräulein Maria von Obernitz, welche zur Zeit des Beginnes der Reformation das damals noch ungeteilte, bedeutende Rittergut Liebschütz besaß, war sehr fromm. Eifrig hielt sie, nachdem die Reformation auch in Liebschütz Eingang gefunden, an der Religion ihrer Väter fest. Da in der Kirche zu Liebschütz katholischer Gottesdienst nicht mehr abgehalten wurde,

ersuchte sie die Gemeinde des Filialortes Liebengrün um die Erlaubnis, dort alle Vierteljahre in der Kapelle von dem noch katholisch gebliebenen Pfarrer von Weißbach sich die Messe lesen und das heilige Sakrament reichen lassen zu dürfen. Da sie der Gemeinde eine sehr ansehnliche Stiftung in Aussicht stellte — nämlich den Wald, der sich am rechten Ufer des großen Otterbaches von der Burkardsmühle bis zur Zschachenmühle hinzieht — war die Gemeinde trotz des Widerspruchs des Pfarrers von Liebschütz bald willig, dem Gesuch zu entsprechen. Der Pfarrer von Weißbach erhielt für seine Mühewaltung den Ertrag an Heu von einer Wiese im Ottergrund, und der Küster das Grummet von derselben Wiese. Obgleich soweit alles geordnet war, predigte der Pfarrer von Liebschütz unausgesetzt gegen den „römischen Unrat" in seiner evangelischen Gemeinde, weil er fürchtete, Liebschütz könne rückfällig werden. Dabei nannte er einmal in beißendem Spott das Fräulein von Obernitz, anspielend auf die Jungfrau Maria, „unsere liebe Fraue von Liebschütz." Die Leute griffen diesen Ausdruck auf und nannten das Fräulein von Obernitz nur noch „die liebe Frau", „die Liebste." Wenn man in den Nachbardörfern Einen aus Liebschütz sah, sagte man, um ihn wegen seiner katholischen Gutsherrin zu hänseln: „Der ist von der Liebsten." Darum spricht man dort heute noch, wenn man nach Liebschütz will: man gehe auf „die Liebste."

Liebengrün aber hat in dankbarer Erinnerung an die fromme Spenderin des wertvollen Waldes sich ein Gemeinde-Siegel machen lassen, in welchem man zwischen zwei Bäumen, die an den gespendeten Wald gemahnen, die zum Zeichen ihrer Frömmigkeit von einem Strahlenkranz umgebene, auf einem Halbmond stehende Jungfrau Maria sieht — das Bild „unserer lieben Frauen zu Liebschütz."

13. Deutsche Wehr.

An einem Tage im Monat Juni des Jahres 1547 schritt der Obrist Joachim von Brandenstein auf Oppurg, Positz und Kolba die Stufen des Rathauses zu Neustadt empor, um mit dem Bürgermeister Jacob Hirsch vertraute Zwiesprach zu halten. Im Rathaussaale empfing der Bürgermeister den Obristen mit ehrerbietigem Gruß. „Ew. Gnaden sind mir gottwillkommen," sagte der Bürgermeister. Dankend ließ sich der Obrist auf den ledergepolsterten Stuhl am eichenen Tische nieder. „Was habt Ihr, wohlweiser Herr Ratsmeister, bei des Kaisers Majestät in Saalfeld ausgerichtet?" fragte er. Jacob Hirsch berichtete, daß es ihm nicht gelungen sei, einen Schutzbrief gegen die Plünderungen durch spanische Haufen für den ganzen Orlagau zu erwirken. Der Kaiser Carolus quintus (Karl V.) habe nur genehmigt, Neustadt und seine nächste Umgebung mit Einquartierung und Fouragierung zu verschonen. „So werden wir uns selbst schützen," sagte der Obrist und erhob sich; „die Fahne mit dem Reichsadler, welche wir am 12. des Ostermonats bei Adorf im Voigtlande den spanischen Husaren abnahmen — ein wohlweiser Rat hat sie in Verwahrung — möge Euch die Bürgschaft sein, daß wir uns des spanischen Gesindels erwehren werden." Der Bürgermeister reichte ihm die Hand und sprach: „Ihr seid ein tapferer Held, Herr Obrist; an kriegsgemuten Männern wirds Euch nicht fehlen. Unsere Schützen —" Der Oberst unterbrach ihn: „Auf der Stelle werde ich Boten aussenden und meine Genossen aus der Adorfer Schlacht zusammenrufen." Damit verabschiedete er sich.

Wenige Tage danach zog ein Haufe wohlbewaffneter Männer unter Führung des Obristen

Joachim von Brandenstein in der Stille der Nacht von Oppurg aus über die Haide durch den schlafenden Wald. Des Obristen Absicht ging dahin, den Trupp spanischer Husaren, welcher in der letzten Zeit, aus der Gegend von Neustadt durch Befehl des Kaisers verdrängt, die Dörfer am Unterlauf der Orla gebrandschatzt hatte, in geeignetem Gelände festzuhalten und ihm ein Gefecht zu liefern. In umsichtigster Weise wurden die Vorbereitungen getroffen. Die letzte Rast sollte im Würzbach gehalten werden; dort wollte der Obrist von Brandenstein die Boten aus Rehmen, Schweinitz, Kleindembach, Langenorla und Freienorla, sowie von dem hochgelegenen Hofe Pritschroda erwarten. Auf Grund dieser Meldungen über die Standorte der spanischen Husaren sollte dann der Angriffsplan bis ins Einzelne mit den Rottenführern und Schützenhauptleuten noch einmal durchgesprochen werden.

Ohne Zwischenfälle kam die streitbare Schar im Würzbach an; in der damals allein noch bewohnten Mühle des im Bruderkriege zerstörten Dorfes fanden die Männer die nötige Bewirtung, während sie sich im Grase des Abhangs zur Ruhe niederließen. Obrist von Brandenstein und die Hauptleute der Schar, meist Bürger aus den gebrandschatzten Städten des Orlagaus, hatten sich in der Ruine der Kirchleins, das ehedem dem heiligen Nicolaus geweiht gewesen, zum Kriegsrat versammelt. Der Obrist sprach: „Bei Adorf und Plauen haben wir dem Feinde tapferen Widerstand geboten; doch konnten wir, da wir zu schwach waren, nichts ausrichten. Jene spanische Fahne aber ist der Beweis eurer Tapferkeit. Die Schlacht bei Mühlberg, 12 Tage später, am 24. April, ging verloren, und unser geliebter Kurfürst und Landesherr, Johann Friedrich, geriet in die Gefangenschaft. Sein Land und unseren Gau kann er nicht mehr schützen.

So wollen wir uns des spanischen Feindes selbst erwehren, des Feindes, der unsere Wiesen und Felder zertritt, unser Vieh schlachtet, unsre Weiber schändet, unseren Glauben verspottet. Wir wollen siegen oder sterben! Schwören wollen wirs einander in dieser zerfallenen Kirche, und Gott hört unser Gelöbnis: Treu bis zum Tode!"

Die Hauptleute legten ihre Rechte in die des Obristen; und aufs Neue war der Bund geschlossen.

Die Boten trafen einer nach dem anderen im Würzbach bei dem Obristen ein; bald stand der Angriffsplan fest. Befehle wurden erteilt, die Posten ordneten sich und der Zug der wackeren Leute setzte sich in Bewegung, einem heißen Tage und blutiger Arbeit entgegengehend. Aber froher Mut erfüllte die Seelen aller; Obrist von Brandenstein war ja ihr Führer! „Unser der Sieg!" das war die Losung, „nieder mit den Spaniern!" das Feldgeschrei.

Wo der Würzbach in die Orla mündet, und der Hügel, der die Schimmersburg trägt, sich quer in das Orlathal hineinschiebt, lauerte der tapfere Haufe den spanischen Reitern auf. Die eine Abteilung verlegte ihnen im schmalen Thalgrund den Weg, die beiden anderen fielen ihnen von den Bergen hüben und drüben herab in den Rücken. Es war ein heißer Kampf, deutsche Hiebe setzte es wie bei Adorf und Plauen. Von den Spaniern kamen nur wenige mit dem Leben davon. Aber auch von den Tapferen des Orlagaus lagen viele unter den Toten.

Das Wiederkommen, Rauben und Plündern ist den Spaniern für Immer vergangen.

Anmerk.: Jahresbericht des voigtländ. altertumsforschenden Vereins XII 1837 S. 28.
Stemler, Pagus Orla 1750 S. 66.
Fritzsche, Orlagau 1847 S. 127.
Wilhelmi, Gesch. d. Kr. Ziegenrück 1865 S. 90.



14. Ritter Christian und seine vier Söhne.

Der Ritterhof zu Braunsdorf hatte in vergangenen Zeiten ein anderes Aussehen als heutzutage. Er bildete eine sogenannte Wasserburg, mit Graben und Wall, mit Turm und Mauer wohlverwahrt. Im Laufe der Jahrhunderte ist der Wall abgetragen, und der Graben zugeschüttet worden; Mauern und Türme sind nur noch in Resten vorhanden, Zeugen dahingeschwundener, friedeloser Zeit. An die ehemalige Wehrhaftigkeit des Edelsitzes und seines ritterlichen Herrn erinnert eine Sage, welche die Ortschronik von Braunsdorf in wenigen Zeilen aufgezeichnet hat.

Ritter Christian — seinen adeligen Namen hat die Sage vergessen — lebte mit seiner jungen Gemahlin Margarete auf seinem Edelhof glücklich und zufrieden. Sein ehedem so kühner Mut sehnte sich nicht mehr nach den Freuden höfischer Feste. Sein häusliches Glück war ihm teurer als ritterlicher Ruhm.

Die Rüstung hing rostend in der Kammer, die einst leuchtenden Farben der Helmzier waren verblichen, das blanke Ritterschwert hing träumend unter älteren Gewaffen auf dem Rüstboden. Dennoch aber vergaß der Ritter nicht, seinen Edelhof und damit Leben und Glück der Seinen gegen feindliche Anläufe der Buschklepper und nächtliche Ueberfälle der Ritter vom Stegreif zu sichern. Die Zeit des Friedens, welche er sich gönnte, benutzte er klüglich, um die Wälle in Stand zu setzen und die Ringmauern auszubessern oder, wo es nötig war, neu aufzubauen.

Je weiter diese Arbeiten fortschritten, und je näher sie ihrem Ende kamen, um so gewisser fühlte Ritter Christian sein Glück in sicherer Hut. Eines nur

blieb ihm zu wünschen übrig: Kinder. Je länger sie ihnen versagt waren, um so lebendiger wurde sein Verlangen darnach. Eines Tages hatte er inbrünstig in der Kirche zu Gott gebetet, daß er in Gnaden seiner Ehe Kinder schenken möge. Als er nach Hause kam, sprach er zu seiner Gattin: „Heute habe ich Gott inbrünstig um Kinder gebeten; gewiß, er kann sie uns schenken, wie einst schon Abraham und Sarah, wie Zacharias und Elisabeth erfuhren. Und ich gelobte feierlich, daß ich so viel Türme bauen will, als Gott uns Söhne schenkt." — „Gott erfülle Dein Gebet, und Du Dein Gelübde! Amen", sprach Frau Margareta.

Gott der Herr war ihnen gnädig und schenkte ihnen einen Sohn; der Ritter aber hielt sein Gelübde und baute einen Turm. Vier Söhne nannte der Ritter sein eigen — vier Türme zierten Schloß und Mauer. Zwei davon stehen noch, die anderen zwei sind, zernagt vom Zahn der Zeit, der Vergänglichkeit zur Beute gefallen. Den Ritter aber und sein Gemahl, samt ihren vier Söhnen kannst Du Dir betrachten, wenn Du Dir in der Kirche zu Braunsdorf die Gedenktafel zeigen lässest, welche die Nordwand des Langhauses ziert.

15. Schwere Zeiten.

Der 30jährige Krieg hat überall im lieben deutschen Vaterlande die Spuren seiner Schrecken zurückgelassen, sei es nun in Denkmalen verschiedentlicher Art, oder sei es in der unauswischbaren Erinnerung im Volke.

Auch der Orlagau hat die Fußtritte zahlreicher Regimenter gespürt, die Schwerthiebe der Schweden und

Kaiserlichen ertragen, die Verwüstung volkreicher Ortschaften gesehen, tausende an der Pest und durch das Schwert gefallene Bauern und Söldner begraben. Wo man hinhört im Orlagau, wissen die Leute von jenem Kriege zu erzählen; von Geschlecht zu Geschlecht erbt sich die Kunde fort von Deutschlands trübsalsvollster Zeit.

Auch in dem Dorfe Weißen an der Saale lebt solch eine Erinnerung an schwere Zeiten. Durchziehende Truppen, ganz gleich ob Freund, ob Feind, hatten wiederholt schon den Bewohnern übel mitgespielt: ihre Saaten zertreten, ihre Wiesen zerstampft, ihr Getreide genommen, ihr Heu fortgefahren, ihr Vieh geschlachtet. So arm sie auch geworden waren, durchziehende Söldner und vagabondierende Gardbrüder fanden immer noch etwas für die hungernden Gäule und den knurrenden Magen.

So groß auch bisher die Not gewesen war, am größten wurde sie, als durch einen Trupp Kroaten, die im Dorfe Quartier genommen, die Pest eingeschleppt worden war. Männer und Weiber, Kinder und Greise raffte der furchtbare Feind ohne Schonung und Wahl hinweg. Die Ueberlebenden kamen der Verzweiflung immer näher.

Da ritt in einer dunklen Nacht ein Zug unbekannter Reiter über die Brücke ins Dorf und forderte Quartier und Verpflegung. In vielen Häusern antwortete niemand auf ihr stürmisches Fordern, denn die Leute lagen bei den Toten. Im Zorn steckten die Reiter die hölzernen Häuser in Brand; die wenigen Männer des Dorfes aber setzten sich zur Wehr. Das gab einen kurzen, aber wütenden Kampf im Glutscheine des Feuers, das ungehindert weiter und weiter um sich griff. Von den fremden Reitern blieben einige tot im Dorfe, die andern ergriffen die Flucht. Aber von den Dorfbewohnern waren nur drei übrig geblieben.

Am andern Morgen sahen sie ihr Dorf in Asche liegen. Sie verscharrten die Toten und faßten den Entschluß, den Ort des Schreckens zu verlassen und selbst in den Krieg zu ziehen. Ehe sie aber die Heimat verließen, bildeten sie aus Sandstein drei Kreuze und befestigten sie dicht vor dem Eingang in das Dorf im Boden. Nach einem letzten Blicke auf die rauchenden Trümmer verließen sie ihre Heimat.

Zweie von diesen drei Steinen stehen noch dort, wo der Weg vom Dorfe auf den Friedhof führt. Das Schwert, das man auf dem einen Kreuzstein eingehauen sieht, erinnert an die Not, die jener furchtbare Krieg über das Dorf gebracht.

16. Ein steinerner Schutzbrief.

Das Jahr 1640 brachte unter allen Kriegsnöten jener Zeit die bei weiten größten Drangsale und schlimmsten Plagen für den Orlagau mit sich. Denn die Schweden lagerten sich an verschiedenen Orten, hauptsächlich aber bei Saalfeld, und brachten unsagbar viel Unheil über die Leute. Sogar diejenigen Dörfer, welche durch ihre abgeschiedene Lage, von Wäldern und Thälern geschützt, bisher unter den Kriegsläuften weniger zu leiden gehabt hatten, erfuhren in jenem Jahre die ganze Furchtbarkeit der Kriegsfurie. Dazu gehörte auch Friedebach in der Haide. Aber die Kriegsnot des Jahres 1640 war die letzte für das Haidedorf, und das ging so zu.

Verfolgt von den kaiserlichen Reitern, war ein verwundeter schwedischer Hauptmann oder Oberst nach Friedebach gekommen. Wund wie er war und tot-

müde von dem Ritt, den er gemacht, stieg er vom Pferde, um im Schatten eines alten Birnbaumes ein wenig zu ruhen und seine Wunde mit dem frischen Wasser des klaren Bächleins zu kühlen. Als er aber wieder auf das Pferd steigen wollte, war er dazu nicht imstande. Es überfiel ihn eine schwere Ohnmacht, und einem Toten gleich, blieb er in dem Grase am Wegrande liegen.

Da traten einige Bauern, die sich mit den Ihrigen, mit Hab und Gut, in den Bergwald geflüchtet gehabt, oben aus den Bäumen heraus, um über das Thal Umschau nach den Feinden zu halten und zu erspähen, ob die Häuser des Dorfes noch ständen. O weh! da unten graste das Pferd eines Soldaten! Sollten sie noch in der Nähe sein? Dann rasch zurück in den Wald!

Aber es regte sich nichts, so sehr sie auch spähten. Sie hielten Rat, ob sie etwa des ledigen Pferdes sich bemächtigen sollten, und kamen zu dem Entschluß, es zu thun. Denn ein Pferd war damals eine seltene und gar teuere Sache. Vorsichtig nahten sie sich dem Thalgrund, um ihr Vorhaben auszuführen. Wie erschraken sie aber, als sie den schwedischen Hauptmann liegen sahen! „Ist er tot oder lebt er?" so fragten sie unter einander. Er mußte doch wohl tot sein; denn ein Mann, der nur eine Zeit lang ruhen wollte, suchte sich einen günstigeren Platz dazu aus. Sie traten also an ihn heran. „Er ist verwundet", sagte der eine; „er atmet noch", rief ein andrer. Da machten sie sich über ihn und betteten ihn in den Schatten ...

Nach wenigen Wochen war der schwedische Hauptmann gesundet und ritt davon. Als Zeichen seiner Dankbarkeit hatte er an der Stelle, wo seine Wohlthäter ihn aufgehoben, ein steinernes Kreuz errichten lassen. So oft auch schwedische Soldaten in das Thal

einrückten, kehrten sie um, sobald sie des Kreuzes vor dem Dorfe ansichtig wurden, ohne jemand Schaden gethan zu haben. Sie erkannten das Kreuz als das Zeichen des Friedens. Heute noch steht es im Friedebacher Thale — ein steinerner Schutzbrief aus der schwedischen Not.

17. Der Schatz in Heischbach.

An einem stillen Herbstnachmittag weidete einst der Schäfer vom „Rotvorwerk" seine Heerde an dem Abhange. Auf seinen starken Hirtenstab gestützt, schaute er über seine Heerde hinweg in die untergehende Herbstsonne, die mit ihrem roten Lichte die Fichten des Haidewaldes in purpurnes Gold tauchte.

Sein der sinnenden Betrachtung geneigtes Wesen war bei dem Anblick der untergehenden Sonne, die, rot wie eine Kriegsfackel, tiefer und tiefer hinter die Berge versank, ganz von dem Schicksal des verschwundenen Dorfes Heischbach umsponnen. Lebhaft mußte er sich vorstellen, wie der wüste Heerhaufe von der tapferen Besatzung der Burg oben gezwungen worden war, von dem Sturm auf die hohen Mauern und die starken Türme abzustehen, wie er lärmend und waffenklirrend sich ins Thal wälzte, und wie er plötzlich in das, nur durch niedrigen Verhau geschützte, sonst wehrlose Dörfchen Heischbach einbrach, mordete, raubte, sengte und wüstete. So lebhaft stand ihm jener Schreckenstag vor der Seele, daß er den Lärm des Raubgesindels und die Todesschreie der mißhandelten Bauern zu hören, sowie die fliehenden Weiber und die brennenden Hütten zu sehen meinte. Ja, wahrhaftig, jetzt läutete die hellklingende Glocke Sturm und heischte.

Hilfe gegen Mord und Brand, gegen Schändung und Raub. . . .

„Helfen muß ich," sprach er laut und eilte, seinen Hirtenstab schwingend, den Berg hinab. Als ihn ein Wassergraben im Laufe hinderte, ward er inne, daß längst, längst die Bauern tot, das Dorf verwüstet und die Glocken verstummt waren. „Ja, längst!" Er kehrt um und steigt, während die Abendglocke weitertönt, den Berg empor. Siehe, diese köstliche Blume, wie er sie noch nirgends auf den Triften geschaut! Schnell hat er sie gebrochen und in seiner Hirtentasche verborgen.

Als er wieder bei seiner grasenden Heerde angekommen, lachte er über seinen „Traum". — Aber, wer war das dort am Walde? Eine wundersame Gestalt! Gewiß ein landfremder Mann. Der winkte den Hirten zu sich heran und sprach zu ihm: „Die Blume hast Du gefunden, welche Dir den Schlüssel zu den verborgenen Schätzen von Heischbach verschafft. Folge mir! Dein ist alles Gold, das Du zu tragen vermagst. Jedoch, vergiß das Beste nicht!" Der Fremde ging voran, der Hirt schritt ihm nach, quer durch den Wald, der Wüstung Heischbach zu. Bald standen sie vor einer aus eichenen Bohlen gefügten, mit eisernen Bändern beschlagenen Thür. Der Fremde schloß auf, knarrend drehte sich die Thür in ihren Angeln. Im gewölbten Raum schallten der Beiden Tritte. „Hier nimm," sprach der Fremde, „so viel Du tragen kannst! Jedoch, vergiß das Beste nicht!"

Nun füllte sich der Hirt seine lederne Tasche, die ihm am starken Riemen um die Schulter hing, die Blume aber behielt er in seiner Hand. Dem Ausgang zuschreitend, begegnete er einer Frau, die mit ihrem Kinde spielte und tändelte. „Die Blume, die Blume!" rief dieses, „bei uns blühen keine Blumen; gieb mir die Blume!" und streckte dem Hirten die Hand entgegen.



Der dachte bei sich: Du hast das Gold, was soll Dir die Blume? und bot sie dem Kinde dar. Das war glücklich und freute sich über die Farbe und über den Duft. „Sieh', Mutter, wie schön ist diese Blume! O hätten wir Blumen!"

Da entriß die Frau dem Kinde die Blume, warf sie zu Boden und zertrat sie mit den Holzschuhen an ihren Füßen: „auf daß niemand wieder unsern Frieden störe!"

Ein Krach, ein im Gewölbe nachhallender Donner — Im nächtlichen Walde lag der Hirt. Ueber ihm rauschten die Gipfel, vom hohen Geäste krächzte schauerlich der Uhu, in der Ferne heulte ein hungriger Fuchs . . . Dem Hirten schwanden die Sinne.

Als man ihn fand, war er wie erstarrt und konnte lange nicht berichten, was ihm zugestoßen. Als er sein Abenteuer erzählte, schloß er mit den Worten: „Das Gold?! Das habe ich wohl in dem Walde verloren."

Niemand hat wieder die Blume gefunden und die unterirdischen Schätze von Heischbach geschaut. Aber das von dem Hirten verlorene Gold findet jeder, der die Waldbäume in der Heischbach schlägt.

Anmerkung: Die Wüstung Heischbach und das Rotvorwerk darf man vielleicht noch in die Nordgrenze des Orlagaues einbeziehen, letzteres vielleicht sogar als eine ehemalige Grenzfeste, wie die Schimmersburg und St. Ilgenhayn, ansprechen, welcher zugleich auch die Deckung der alten, nördlich von Molbitz von der „hohen Straße" abzweigenden nach Naumberg führenden Handelsstraße oblag.

II.

Geschichten aus dem Orlagau.

1. St. Ilgenhayn.

Bei der Angabe der Grenzen des Orlagaus wird das in jener Urkunde erwähnte Rapoteneich in dem Namen des Rappelsteichs bei Strößwitz wieder gefunden. Es läßt sich darin der Name Rappo erkennen, dessen Träger vielleicht z. Zt. der Ausstellung der Urkunde – sagen wir — Grenzwächter war. Daß der Mann seine Behausung, und damit zugleich die Grenze, gegen feindliche Ueberraschungen der Sorben zu sichern bestrebt war, ist durchaus wahrscheinlich. Ist doch die Schimmersburg im Orlagau am Austritt des Würzbachs in die Orla offenbar auch nichts anderes gewesen, als solch ein fester Grenzpunkt.

Die Grenzfeste am Rappelsteich hat aber später ihren Namen geändert. St. Ilgenhayn heißt jene Stelle bis auf den heutigen Tag. Schon 1411 wird sie als wüste bezeichnet; ihr Charakter als fester Platz läßt sich jedoch noch heute erweisen.

Für die Anlage einer kleinen Festung war der Platz gut geeignet. Nach Süden zu trennt ihn ein breiter und tiefer Graben mit steilen Rändern von

dem jenseitigen Gelände; Menschenhand hatte hier wohl der Natur nur wenig nachzuhelfen. Nach Osten zu geht es steil hinab in den Rappelsteich und in den Rappelsgrund, desgleichen nach Norden zu in den schwarzen Graben. Das Westgelände war durch einen tiefeingeschnittenen Weg, dann weiter durch Wall und Graben geschützt, die sämtlich dem Auge noch wahrnehmbar sind. Der ganzen Anlage gab man aber durch Mauern und Türme ringsum noch größere Sicherheit. Einige davon sind nur noch als flache Schutthaufen, in denen aber stets Steine größeren Umfangs aufgefunden wurden, zu erkennen; andere, besonders die an der Ostseite entlang, zeigten der nachgrabenden Hacke und Schaufel die vollständige Rundung. Der größte darunter weist eine Mauerstärke von 1,50 Meter und eine lichte Weite von 3 Metern auf. Vielleicht hat die Anlage nach Norden und Osten zu einen doppelten Mauerkranz gehabt; denn nach der Mitte derselben, nach der Höhe des Berges zu, lassen sich noch mehrere Turmstellen erkennen, in deren Mitte, von 4 quadratisch angeordneten Türmen eingeschlossen, vielleicht die Kapelle gestanden hat. Das Wohnhaus hat, wie die Größe der Schutthaufen und eine Grundmauer, Reste gebrannter Ziegel, Scherben usw. erkennen lassen, an der Südseite zwischen dem schon erwähnten stärksten Turme und dem noch vorhandenen Brunnen gestanden. Der Auffahrtweg zeigt gleichfalls in den noch erkennbaren Turmstellen starke Befestigung auf.

Der Werdegang der ganzen befestigten Anlage darf vielleicht so gedacht werden: das erste Gebäude war die Kapelle auf der höchsten Erhebung, geschützt durch vier Türme, das zweite das Wohnhaus des Grenzwächters, südwärts der Kapelle; die neuanzulegende Schutzmauer wurde so geführt, daß sie von dem größten Turme ausgehend, die Kapelle und den südwestwärts

von ihr gelegenen Burgbrunnen mit einschloß. Die dritte weiter nach Osten, Norden und Westen vorgeschobene, mit vielen Türmen versehene Mauer hat wohl die Wirtschaftsgebäude und die Gesindewohnungen geschützt.

Daß in St. Ilgenhayn eine Kapelle vorhanden gewesen, und daß zu dem alten Rittersitze eine starke Landwirtschaft gehörte, beweisen die im Neustädter Ratskopialbuch aufbewahrten Urkunden von 1411 und 1428. Nach diesen Urkunden befand sich St. Ilgenhayn im Besitze derer von Hayn. Gundram von Hayn hatte es seiner „ehelichen Wirtin" Ilse als Leibgedinge verschrieben gehabt. Die Geldnot aber, die ihn schon 1410 zur Veräußerung des halben Dorfes Merla veranlaßt hatte, zwang ihn, die Besitzungen in St. Ilgenhayn, welche ihm ja keine baren Geldeinnahmen brachten, gegen solche in Rehmen, die dem Stadtrat in Neustadt gehörten, einzutauschen. Die Rehmener Zinsen des Stadtrats betrugen „5 Schock alter Groschen minder 3 alter Groschen jährlicher Gulde"; dafür traten Gundram, Gundermann und Otto von Hayn, „alle Erben und Güter zu St. Ilgenhain mit Hölzern, Aeckern, Wiesen, Weiden, mit allen ihren Zugehörigen und 2 Schock alter Groschen jährlicher Zinse zu Strößwitz" an den Stadtrat ab. Der Tauschvertrag fand unterm Freitag vor Walpurgis 1411 zu Saalfeld die Bestätigung des Lehnsherrn Wilhelms, Landgrafen in Thüringen, Markgrafen zu Meißen und Pfalzgrafen zu Sachsen, mit Vorwissen seines Bruders Friedrichs des Streitbaren. Derselbe war in Geltung bis 1428; in diesem Jahre verkauften die Brüder Apitz und Gottfried von Hayn „großer Schulden und Unrat halber" „ein Holz genannt St. Ilgenhayn mit den Wiesen, die darinnen gelegen sind", an die Stadt Neustadt. Der Kaufpreis ist nicht angegeben. Friedrich

der Streitbare bestätigt den Verkauf durch Brief vom Sonnabend vor Lätare 1428, nimmt aber davon aus „das wüste Kirchlehen, darin gelegen, das vor uns und unsere Erben lediglich behalten."

Von 1653 bis zirka 1760 genoß der Stadtrat infolge der großen Nöte des 30 jährigen Krieges davon Steuerfreiheit.

Einst zum Schutze der deutschen und christlichen Kolonisten im Orlagau erbaut, scheint das Schloß später zu einem Raubschloß, wie Wernburg bei Pößneck, herabgesunken zu sein. Der nahe vorbeiführende alte Handelsweg, die hohe Straße, mochte dazu allerdings Versuchungen genug darbieten. Wenigstens deutet die Volkssage den Untergang von St. Jlgenhayn in diesem Sinne. (Siehe „Sagen" Nr. 5).

Anmerkung:
Wernburg 1320 als Raubschloß bezeichnet in Urkunde Nr 176 bei E. Schmid, die Lobedaburg 1839. — Während des 14. Jahrhunderts mußten die Räubereien „an den Ufern der Orla" unterdrückt werden. Siehe auch Barthel, Triptiser Chronik S. 25 und 26.

2. Merla.

Nach J. Barthel's „Triptiser Chronik" ist Merla oder Mörla eine fränkische Siedelung; der Name habe ursprünglich möri-loh d. i. Sumpfwald geheißen.

Merla war ein Dorf bei Triptis mit einem Rittergut, auf dem die Herren von Merla saßen. Auf diese weisen zwei alte, leider ziemlich verwitterte Gedenktafeln an der Ostseite der Kirche zu Neunhofen hin. Die linke, breit rechteckige Platte zeigt zwei durchschnittlich 60 cm hohe Gestalten von langgestrecktem

(hochgothischem) Körper, links einen gelockten, bärtigen Mann, wohl mit dem (verstümmelten) Helm in der Rechten, dem Schwert in der Linken, aber in langem Rock und barfuß (also war der Dargestellte wohl zuletzt in geistlichem Stande) und neben ihm eine weibliche Gestalt, wohl seine Gattin (mit verstümmeltem Gesicht und Teilen). Zu Füßen des Paares knieen betend rechts und links, in wesentlich kleineren Figuren, zwei Gestalten, wohl beide, jedenfalls die rechte Gestalt, mit Rüstung und Schwert. Oben und an den Seiten stehen folgende Buchstaben: has ymagin. si — mon. et con. — pa. her. d. m'la. Die rechte Tafel hat die besser erhaltene Unterschrift auf einem Sockelglied von rotem Sandstein: a. dm. m. c c c l x v II°. qu.-ta. pasche. o$^{b.}$ gerdrud. vxor. her. de. merla. Darüber, auf einer gelblichen, rechteckigen, oben giebelförmig abgeschlossenen Sandsteinplatte (also nicht unmittelbar darauf, aber der Technik nach dazu gehörig) Relief des Gekreuzigten an dem sehr dünnen Kreuzesstamm zwischen Maria und Johannes, unter der giebelförmigen Ueberdeckung der Oberkörper eines betenden Engels mit ganz heraldisch ausgespannten Flügeln.

Was nun die Deutung der Inschriften betrifft, so ist die erst angegebene wohl zu lesen: has imagines Simonis et conjugis paravit (oder parentum) Hermannus de merla. d. h. diese Bildnisse Simons und seiner Gattin, (der Eltern) (setzte) Hermann von Merla. Nach dieser Deutung würden die Hauptfiguren Simon von Merla und seine Gattin, die kleineren Figuren den Stifter des Denkmals für seine Eltern, Hermann von Merla, sowie etwa seinen jüngeren Bruder oder seinen Sohn (Simons Enkel) darstellen, was der Gepflogenheit des Mittelalters entspricht.

Die andere Inschrift lautet wohl so: Anno domini MCCCLXVII quarta (vigilia) paschae obiit

Gertrud, uxor hermanni de Merla d. i. Im Jahre des Herrn 1367 in der vierten Nachtwache der Ostern, starb Gertrud, das Weib Hermanns von Merla. Sie starb also am Ostersonntag oder -montag früh zwischen 3 und 6 Uhr.

Nach diesen Gedenktafeln kennen wir also aus dem Geschlechte derer von Merla namentlich Simon und Hermann von Merla, welche um 1367 lebten. In Fr. Fink's Büchlein: „Geschichtliches über die Buchonia und die Stadt Hünfeld" heißt es auf S. 20 „Von dem Abte Johann I. a Merlaw (von Merla, Merlau) 1395—1440 wird gerühmt, daß er das Kollegiatstift Sanctae crucis (des heiligen Kreuzes) in Hünfeld gewissermaßen von neuem errichtet habe." Und ebenda S. 20 wird unter den Teilnehmern am Bauernkrieg aus der buchonischen Ritterschaft auch ein Ebert von Merlau, sowie in einer Instruktion Friedrichs IV. von der Pfalz vom 21. Juli 1599 nach den „Briefen und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges" I S. 183 ein Dietrich von Mörla genannt. Ob wir es aber bei diesen Dreien mit Nachkommen aus dem Geschlechte Simons von Merla zu thun haben, ist fraglich.

Wie aber kommen jene, auf den Gedenktafeln genannten von Merla nach Neunhofen? Barthel sagt in seiner „Triptiser Chronik" S. 92: Merla sei im voigtländischen Kriege 1355 zerstört worden. „Die Bewohner von Merla verzogen teils nach Triptis, teils nach Döblitz. Hermann von Merla zog samt seiner Familie nach Neunhofen." Den Beweis dafür nimmt er aus dem Inhalt der Gedenktafeln.

Dem scheint aber folgendes zu widersprechen: Am 28. April 1410 bekennt der Rat zu Neustadt, daß er von dem Priester Johannes Prossul 150 Gulden erhalten habe, wofür er ihm jährlich 10 Gulden Zinsen geben will. Für diese 150 Gulden kaufte er von Gundram von Hayn das halbe Dorf Merla „nedewendig

Triptis" d. i. von Triptis niederwärts nach Neustadt zu gelegen. Dieser Kauf hatte für den Rat nur dann einen Zweck, wenn die Bauern in Merla Zinsen und Lehnware nach Neustadt zahlten. Demnach muß Merla 1410 noch bestanden haben. Als aber das Dorf verbrannt oder sonstwie zerstört worden war, lohnte es für die Stadt nicht mehr, es zu behalten; was sollte sie mit den ferngelegenen Feldern und Wiesen machen? Daher verkaufte sie 1499 „das wüste Merlagut" an Heinrich von Mosen auf Miesitz, obgleich dieser wohl die ganze Kaufsumme, 220 rheinische Gulden, schuldig blieb.

Nein! Daß die von Merla in Neunhofen begraben liegen, hängt höchst wahrscheinlich mit der ehemals weiten Ausdehnung des Neunhofener Pfarrsprengels zusammen. Denn in Neunhofen stand die Missionskirche für den östlichen Teil des Orlagaus.

Merla wird also im Laufe des 15. Jahrhunderts zerstört worden sein. Vielleicht haben sich die Hussiten, wie auch anderwärts im Orlagau, ein unrühmliches Denkmal gesetzt (1430), vielleicht auch ist das Dorf im Bruderkrieg (1445—1451) zerstört worden.

Anmerk.: Die Beschreibung der Gedenktafeln nach Lehfeld in „Bau- und Kunstdenkmälern Thüringens", Heft 24. — Mein Aufsatz über Merla mit Versuch der Inschriftendeutung im „Neustädt. Kreisboten" 1895 Nr. 24.

3. Würzbach.

Wer von Langenorla die Straße nach Orlamünde abwärts geht, sieht bald auf einem ins Orlathal vorgeschobenen Hügel an der linken Straßenseite die Schimmersburg (siehe „Sagen" Nr. 13) liegen. Rechts öffnet sich ein Thalgrund, aus dem ein klares Bächlein eifrig der Orla zustrebt. Das ist der Würzbachs-

grund. Wer Lust hat, ihn zu durchwandern, wird sich an Waldesstille, Waldeskühle und Waldesschönheit ergötzen, bis er nach einstündiger Wanderung in Hummelshain, von dem aus der Grund sich nach dem Orlathal senkt, ankommt. Oben im Dorf, da wo die Kaiserliche Postanstalt steht, sollte man rückwärts zu blicken nicht versäumen. Eine breite, grüne, sich senkende Wiese, abgeschlossen vom Mühlteich, dahinter die Dächer der Mühle, daneben und darüber der dunkle Tannenwald — ein Bild zum Malen! Das ist die obere Pforte zum Würzbachsgrund.

Jetzt ist es still im Grunde. Nur die heimliche Sprache des Waldes läßt sich vernehmen. Der Wind hält Zwiegespräch mit den Wipfeln, der Hase bricht aus dem Dickicht hervor, der Auerhahn fliegt erschreckt vom Aste. Ehemals aber, vor langen Zeiten, streckte sich im Grunde hin ein Dorf mit einer Kirche und einem Rittergute. Von der Kirche erzählen noch die Mauern, von dem Rittergut die Pergamente. Zwar ist ihre Rede nur kurz, aber zum Nachsinnen giebt sie Anlaß genug — „es war einmal . . .“

Wir stehen vor der Ruine der Kirche. „Leer gebrannt ist die Stätte, wilder Stürme rauhes Bette; in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken schauen hoch hinein.“ Ein eigentümliches Gefühl beschleicht das Gemüt, wenn wir, die wenigen Stufen emporsteigend, durch die offene Pforte in die öde Halle eintreten. Nicht allein des Himmels Wolken schauen hoch hinein, auch des Waldes grüne Bäume blicken fragend über die Mauern: „Ein andächtiger Beter? Er kommt zu spät“. Die Wölbung ist eingestürzt, die Steinplatten des Fußbodens sind mit Moos bedeckt, die Wände des Schmuckes beraubt, die heiligen Zeichen zerstört. Doch dort hebt sich noch der Altar! „Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit“.

In Stein ist es eingegraben, wie einst des Moses Gesetz. Vor dem Altar, auf den der Regen träuft und die Sonne scheint, sinnend stehen, das ist auch Gottesdienst, — wie Jakobs Gottesdienst vor dem steinernen Male zu Bethel, wie Samuels Gottesdienst vor dem Steine Eben Ezer zwischen Mizpa und Sen. Die Zweige des Waldes rauschen zum Gebet den Chorgesang. Stille und Andacht ringsum.

Die Ruine wurde 1860 durch den Kirchgemeindevorstand in Langendembach aufgedeckt. Man fand darin eine Menge Knochenüberreste, thönerne Gefäßscherben, ein Stück Metall, eine sehr schöne Verzierung von Bronze, ein Stückchen Glas, Reste eines Thürbandes, Nägel u. a. m. Wahrscheinlich haben die Einwohner des Dorfes bei einem feindlichen Ueberfall in der Kirche Rettung gesucht und sind darin umgekommen, nachdem ihre Häuser in Flammen aufgegangen waren.

Wie die Ruine, so wissen auch die Pergamente nur wenig zu erzählen. Sie bestätigen, daß das Dorf Würzbach hieß, und melden, daß das Gotteshaus dem heiligen Nikolaus gewidmet war. 1387 verkaufte Jon (Johannes) von Kochberg mit seinen fünf Kindern gewisse Zinsen an verschiedenen Orten an den Pleban Konrad von Krossen, von denen nach seinem und seiner „Mayd Barbara von Würzbach" Tode ein Teil dem Gotteshause zu Würzbach zufallen sollte. Ist damit das Vorhandensein eines adeligen Hofes bestätigt, so nennt die Orlamünder Pfarrurkunde von 1393 auch einen Bauer aus Würzbach als Zinsmann, Johannes Heydenreich.

Wann Dorf und Kirche zerstört worden, ist unbekannt. 1702 standen noch zwei kleine Häuschen und eine Mühle im Würzbachthale. Diese wurden in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf obrigkeitlichen Befehl abgebrochen, weil sie allerlei gefährlichem Gesindel als Unterschlupf dienten.

In den Besitz des Dorfes teilen sich jetzt die Kirche zu Langenorla und die Pfarrei Langendembach. Die Sage läßt diese Ueberweisung durch vier adelige Fräulein geschehen sein. Da aber der Langendembacher Anteil der bessere war, mußte die dortige Pfarrei an die Kirche zu Langenorla einen jährlichen Zins geben, der 1890 zu 1891 abgelöst worden ist. 1849 wurden die Dorfwiesen mit Holz ausgepflanzt; ein Seitenthal aber ist heute noch Wiesengelände.

Die überlebenden Bewohner des Ortes, oder auch schon Vorfahren von ihnen, haben sich nach Neustadt und Pößneck gewandt. 1446 wird Peter Wirzbach unter den Ratskumpanen in Neustadt, und 1442, 1445 und 1450 Tietzel Wirzbach als Bürgermeister von Pößneck genannt. Heute noch ist der Name des Dorfes als Familienname vorhanden; so lebt z. B. in Neunhofen eine Familie Wurzbacher.

Die Nachrichten über Würzbach sind gesammelt im 2. Heft des 3. Bandes der Mitteilungen der geschichts- und altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes und in besonderem Abdruck erschienen in dem Werke: „Die wüsten Fluren in dem Herzogtum Altenburg, von Regierungs- und Finanzrat Wagner, Altenburg 1850". Daraus stammen die Auszüge im Archiv der Pfarrei Langendembach.

4. Teichmannsdorf.

Zwischen Döbritz und dem Gamsenberg bei Oppurg lag einst neben einer Erhöhung in dem Gelände, das jetzt die Orlabahn auf der Linie Oppurg-Jüdewein durchschneidet, ein kleiner Ort, Teichmannsdorf

genannt. In einem, aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammenden Zehentregister der Benediktinerabtei in Saalfeld wird es unter 40 Ortschaften an 23. Stelle genannt. Das Dorf soll im Grafenkriege 1342 völlig zerstört worden sein; vielleicht aber ist es schon 20 Jahre früher entvölkert worden. Denn damals blühte das Räuberunwesen in Thüringen und im Orlagau. In einer Urkunde des Naumburger Domkapitels v. J. 1320 wird aus dem Gebiete des Orlagaus Wernburg als Raubschloß genannt. In dieser Urkunde wird berichtet, daß in der Nähe solcher Raubschlösser die Aecker nicht bebaut werden konnten. Die Bauern werden in den Berichten aus jener Zeit überhaupt nur „die armen Leute" genannt. Die näheren Umstände des Untergangs von Teichmannsdorf sind nicht mehr enthüllbar. Ab und zu hebt die Pflugschaar des Landmanns ein Waffen- oder Gerätstück aus alter Zeit empor.

In mittelalterlichen Urkunden geschieht der Fluren von Teichmannsdorf öfter Erwähnung. Die dem Kloster in Orlamünde zuständig gewesenen Lehen und Zinsen in der Wüstung wurden von Landgraf Balthasar von Thüringen 1379, wie Ludwig Gerischer in seiner „kirchlichen Chronik der Kreisstadt Ziegenrück" berichtet, an die Pfarrei Ziegenrück überwiesen. Laut des Stiftsbriefs vom 25. Mai 1396, der im Pfarrarchiv zu Oppurg noch vorhanden ist, übergaben die Brüder Friedrich, Wilhelm und Georg, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, der Pfarrkirche zu Oppurg „ein Viertel Landes, gelegen zu Teichmannsdorf und Bodelwitz, das itzund besitzt Heinz Putz . . . eine halbe Hufe Landes daselbst, die itzund besitzt Adelheit Berbalt und ihr Sohn Konrad . . . ein Viertel Landes daselbst, das itzund besitzt Dietrich Grünbergk." Die darauf ruhenden Zinsen und Ab-

gaben gehörten Albrecht von Brandenstein und seines Bruders Sohn Eberhard, welche die Lehen zu gunsten der Pfarrkirche in Oppurg aufließen d. h. welche zu gunsten der Kirche auf ihre Rechte und Ansprüche an diese Güter verzichteten. Die Landgrafen bestätigten nur die Schenkung.

Im Jahre 1434 erkauften die von Brandenstein, wie Wilhelmi in seiner „Geschichte des Kreises Ziegenrück" S. 58 berichtet, von den Brüdern Konrad, Heinz und Georg von Gräfendorf mehrere Lehen und Zinsen in Teichmannsdorf und Bodelwitz und wurden damit in demselben Jahre von Friedrich und Sigismund, Gebrüdern, Herzögen zu Sachsen und Landgrafen von Thüringen, landesherrlich belehnt.

5. Börthen und das Kindelbier.

Der alte Stemler erklärt nach S. 8 seines „Pagus-Orla" Börthen, sowohl „wegen seines Namens, als auch anderer Umstände halber" für eins der ältesten Dörfer in der hiesigen Gegend. Er hält den Namen Börthen (Börden) für gleichwertig mit Gau oder Kreis. Die „anderen Umstände" hat er leider nicht offenbar gemacht.

Was Stemler im Auge hatte, deutet wahrscheinlich W. Adler an, wenn er in seinen „Grabhügeln usw." unter den alten Gerichtsplätzen S. 73 auch Börthen nennt: „Das Gaugericht zu Börden bei Neustadt, wo man noch viele Ueberbleibsel von diesem Gerichte findet." Er giebt aber auch kein einziges von diesen Ueberbleibseln an.

Einen solchen Rest von dem ehemals in Börthen gehegten Gaugericht scheint die im „Erbbuch des Amtes

Arnshaugk" 2. Teil v. J. 1589 niedergeschriebene Verpflichtung der Gemeinde zu Börthen zu enthalten, wo es heißt: „Die Börthener sind dem Amt zuständig, doch hat die Gemein Erbgerichte zu üben, halten dagegen die Gerichtssäulen und müssen den Galgen aufrichten." Dann weiter: „In Dorf und Flur Börthen sind dem Amte die Ober- und Niedergerichte zuständig. Die Gemeinde aber hat Erbgerichte über Schuld und Gülde, was ihre Güter anlanget; dagegen müssen sie, wenn die Gerichtssäulen des Galgens wandelbar, andere setzen. Auch hat die Gemein die Lehen über 9 Hufen Landes; davon geben sie jährlich ins Amt mit einander zugleich: 24 Groschen, 1 Schock 12 Käse, 1 Schock 12 Hühner, 1 Schock 48 Eier, 24 Scheffel Hafer und dem Schultheißen 4 Pfennig jährlich wieder. Und obwohl jede Hufe 3 Scheffel Hafer giebt, so werden doch der Gemein 3 Scheffel innen gelassen, davon sie den Kindern einen Quaß auf Fastnacht halten."

Diese im Erbbuche des Amtes Arnshaugk aufgeführten Abgaben hießen der „Lehnklepperzins." Die Erbgerichte ließ die Gemeinde durch einen verpflichteten Aktuarius ausüben (1721 Johann Gottlieb Leuthier), welcher für seine Auftraggeberin Lehnbriefe und Konsense erteilte, Testamente aufnahm, Erb- und andere Vergleiche aufrichtete, Geburtsbriefe ausstellte, Vormundschaften einsetzte und bestätigte, in vorfallenden Streitigkeiten die Güte zu pflegen hatte (Friedensrichter) u. dergl. mehr. Die Gerichtsprotokolle waren i. J. 1721 von 1535 an nach vorhanden. Die Erlasse des Amtes wurden an „Richter, Heimbürgen und Gemeine zu Börthen" gerichtet. Die Gemeinde wurde durch den Gemeindeschulzen, zwei Gerichtsschöppen und den Aktuarius vertreten.

Mit den oben angegebenen Berechtigungen sind jedoch die Vorrechte Börthens noch nicht erschöpft.

In einem Neustädter Ratsaktenstück v. J. 1605 heißt es: „Börthen hat keine Kirche, aber vor vielen Jahren Kirch- und Marktrecht allhier bekommen, daß (wie sie sagen) eine Herzogin von Sachsen (oder eine Gräfin von Arnshaugk) mit schwangerem Leibe nach dem Schloß Arnshaugk gezogen und dasselbe nicht erreichen können, sondern im Dörflein niederkommen, und hernach gleichsam für ihre (der Börthner) Hospitalität (Gastlichkeit) ihnen das Kirch- und Marktrecht erbeten und zuwege gebracht. Denn zuvor haben sie gen Neunhofen gepfarrt, wie sie denn nachmals ihr Begräbnis daselbst haben." — Doch damit noch nicht genug:

In einem mir zur Verfügung stehenden Aktenfaszikel v. J. 1721 sagen die Börthener über ihre Gerechtsame das Folgende: „An dem ist es, daß Kurfürst Johann Friedrichs nebst dero Gemahlin Bildnis unter der Jahreszahl 1551 in Stein gehauen an des (damaligen) Gemeinderichters Gute eingemauert zu befinden sind, und gehet die Rede, daß diese durchlauchtigste Kurfürstin dazumal mit ihrem durchlauchtigsten Gemahl sich auf der Jagd unweit Hummelshayn divertiret, mittlerer Zeit aber von Geburtsschmerzen überfallen und in das Dörflein einzukehren genötigt (weil sie das Schloß Arnshaugk nicht mehr erreichen konnte) allda auch eines hochfürstlichen Kindes genesen sein solle, wobei denn die damaligen kleinen Kinder durch andächtiges Gebet ihre allerunterthänigste Schuldigkeit observieret, hiervon aber die sonderbare Gnade gehabt, daß ihnen von den kurfürstlichen Haferzinsen 3 Scheffel jährlich zu einem Fastnachtsquaß aus gnädigster Mildigkeit geschenket worden."

Also der Fastnachtsquaß und das Kirch- und Marktrecht in Neustadt soll der Gemeinde Börthen durch eine Kurfürstin von Sachsen verschafft worden

sein — das ist der Inhalt der Sagen, die sich an die Bilder und Inschriften, die bis 1886 sich an einem Hause in Börthen befanden, anschließen. Die fortbildende Sage hatte umsomehr freien Spielraum, als die Schenkungsurkunde schon 1686, als die Privilegien der Gemeinde Börthen durch Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz (1681—1718) bestätigt werden sollten, nicht mehr vorhanden war.

Ueberblicken wir die Gerechtsame der Gemeinde Börthen noch einmal im Zusammenhang, so gewinnen wir den Eindruck, daß die Verleihung der Erbgerichte und die Lehnberechtigung mit der Schenkung der 3 Scheffel Hafer und dem Kirch- und Marktrecht nicht in Zusammenhang stehen. Jene sind offenbar die älteren, diese die jüngeren Gerechtsame. Jene mögen ihren Ursprung in dem alten Gaugericht, das in Börthen gehalten wurde, gehabt haben, diese gehören einer viel späteren Zeit an.

Wenn wir daher über Erbgerichte und Lehnberechtigung nichts weiter zu sagen haben, auch nichts weiter vermuten können, so verlangt doch die jüngere Verleihung eine Untersuchung.

Von dem Hause, an dem die Bildsteine und die Inschriften eingemauert waren, sagt Lehfeld in den „Bau- und Kunstdenkmälern Thüringens, Amtsgericht Neustadt" S. 8: „Reste bedeutender Art aus alter Zeit, aber sehr verbaut . . . Die rundbogige, wenn auch wohl in unserem (dem 19.) Jahrhundert abgearbeitete Eingangsthür bekundet in ihrem Wulst- und Stabprofil die Bauzeit von der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Auch die rechteckigen Fenster des Erdgeschosses und des 1. Obergeschosses haben zum Teil von daher noch die Profilierung mit Stäben, die sich an den oberen Ecken kreuzen . . . Auch die Treppe

zum Obergeschoß und das Podest mit dem Kreuzgewölbe bekunden die Mitte des 16. Jahrhunderts."

Diesem Befunde entspricht auch die Inschrift bei den, an jenem Hause eingemauert gewesenen, leider entfernten und verkauften Bildnissen. Dr. Burkhardt-Weimar hat die Inschriften so gelesen und erklärt: Johannes Friedericus Elector Dux. Sax. E. S. Æ. sva e 48 d. i. „Johann Friedrich Kurfürst, Herzog von Sachsen, seines Alters im 48. Jahre." Daneben: Dr. Mart. Lutherus verae doctrinae staurator obiit anno 46 d. i. „Dr. Martin Luther, der Hersteller der reinen Lehre, starb 1546." Rechts die Kurschwerter, wie man sie auf den alten Grenzsteinen nach Hummelshain zu und sonst vielfach in der Haide findet, und links Luthers Wappen, die Rose mit dem Kreuz. Die Bildnisse sind, wie der Inhalt der Inschriften genügend bescheinigt, die Johann Friedrichs und Martin Luthers gewesen.

Der Zeitpunkt der Anbringung jener Steine, und also wohl zugleich der Erbauung des Hauses, ist durch das 48. Lebensjahr Johann Friedrichs gekennzeichnet; da er 1503 geboren war, so ist 1551 das betr. Jahr, was sich mit Lehfelds Baubefund genau deckt. Weist die oben angedeutete Ausführung des Baues den Zweck auf, einer vornehmen Herrschaft als Wohnung zu dienen, so offenbart die Anbringung jener kunstvoll gewesenen Steine die ausgesprochene Absicht, ein Denkmal der Reformation aufzurichten und trotz der Niederlage der Evangelischen und des Kurfürsten bei Mühlberg 1547 die Fahne der Reformation hochzuhalten. Jedenfalls haben Gattin und Söhne Johann Friedrichs, während dieser in der Gefangenschaft war, das Haus erbauen lassen. Darauf weist die Bezeichnung desselben als des „Kursächsischen Hauses" hin. („Haus" im Mittelalter und noch später gebraucht für „Schloß").



Bei der Frage, warum gerade in Börthen das Schlößchen gebaut worden ist, darf man daran denken, daß die Fürsten in Ermangelung eines Schlosses zur Unterkunft bei den Jagden — in Neustadt gab es damals kein Schloß, und das Schloß in Arnshaugk war für die Herrschaft unwohnlich geworden — schon vor der Mühlberger Schlacht an die Erbauung des „Kursächsischen Hauses" in Börthen, wo es nahe an den Jagdgründen lag, herangetreten sind, so daß 1551 wohl das Jahr der Vollendung bezeichnet.

Bringt man aber damit die Schenkung der 3 Scheffel Hafer zu einem Fastnachtsvergnügen für die Kinder, wie die Börthener thaten, in Beziehung, so kann die oben mitgeteilte Meinung der Börthener unmöglich richtig sein. Es läßt sich dafür, wie ich im „Neustädt. Kreisboten" 1895, Nr. 36 und 40 nachgewiesen habe, überhaupt kein Anhalt finden. Wie man in Börthen aber auf den Gedanken gekommen ist, die Schenkung zum Fastnachtsquaß mit der Geburt eines kurfürstlichen Kindes in Verbindung zu setzen, erklärt sich zur Genüge daher, daß man die Gestalt Luthers, der im Talar abgebildet gewesen sein mag, für eine Frauengestalt, — für die Frau Kurfürstin gehalten hat.

Nun ist die weitere Erklärung dieser Verleihungen nicht mehr schwer.

Der aus der Gefangenschaft Kaiser Karls V. zurückkehrende Kurfürst Johann Friedrich reiste am 2. September 1552 von Augsburg über Nürnberg nach Weimar, wo er mit seiner Gemahlin Sibylla und seinem jüngsten Sohne Johann Friedrich zusammentraf. Von da ging die Reise über Saalfeld nach dem Jagdschlosse Wolfersdorf, wo er am 15. September

eintraf. Auf der Hinreise hielt er, da er aus den schon angegebenen Gründen weder in Arnshaugk noch in Neustadt Wohnung nehmen konnte, in dem neuen Schlößchen in Börthen Rast. Wenn er überall in seinen Landen mit Freude und Jubel empfangen wurde, warum nicht auch in Börthen, wo die Kurfürstliche Familie nun eben wohl zum ersten Male in dem Neubau Wohnung nahm? Dabei haben gewiß auch die Börthener und Neustädter Kinder, denen letzteren man heute noch zum Fastnachtsquaß (oder Kindelbier, wie man jetzt sagt) gern Zutritt gestattet, „durch ihr andächtiges Gebet ihre allerunterthänigste Schuldigkeit observieret." Der frohbewegte Kurfürst aber stiftete zum Andenken an den Tag seiner Rückkehr und ersten Einkehr im Börthener Schlößchen die 3 Scheffel Hafer zu einem Quaß für die Kinder. Da aber der Hafer erst, wenn er ausgedroschen war, also nach Neujahr, ins Amt abgeliefert wurde, so behielt man eben im Frühjahr des nächsten Jahres zum ersten Male die gestifteten 3 Scheffel zurück und feierte das erste Kinderfest am Fastnachtstage 1553.

Man hat aber auch, wie wir oben sahen, die Verleihung des Kirch- und Marktrechtes mit dem vermeintlichen Bildnis der Kurfürstin am „Kursächsischen Hause" in Börthen in Verbindung gebracht. Auch hierzu hat die Sage mitgewirkt. Börthen gehörte früher zu Neunhofen, die Visitation von 1529 wies es nach Neustadt, jedoch hob die von 1533 diese Bestimmung wieder auf und stellte die alte Verbindung mit Neunhofen wieder her. Das mag begreiflicherweise den Börthenern nicht sonderlich gefallen haben, so daß sie bei einer der nächsten Visitationen um die kirchliche Verbindung mit der Stadt gebeten und sie erhalten haben werden. Nach Ausweis der Kirchenbücher ist ein Kind aus Börthen am 1. Advent 1551

von einem der Stadtgeistlichen getauft worden. Daß aber das Kirchrecht in Neustadt von seiten der Börthener mit jenem Besuche des Kurfürsten Johann Friedrich in Verbindung gebracht wird, ist um so weniger auffallend, als die Berechtigung erst kurz vor jenem, so wichtigen Besuche ihrer Gemeinde mag zu teil geworden sein.

Was das Marktrecht d. i. die Berechtigung „in der Stadt zu kaufen und zu verkaufen wie ein anderer Bürger auch," anlangt, so kann es gar wohl der Gemeinde bei Gelegenheit jenes Besuchs des Kurfürsten verliehen worden sein. Pflegen doch die Fürsten denjenigen Orten besonders gnädig gesinnt zu sein, wo sie ein Schloß haben und daher öfter Einkehr halten!

Das „Kursächsische Haus" ist später in Privatbesitz übergegangen. Zwischen 1626 und 1630 besaß es Junker Hans Christoph von Haugkwitz, der es von Frau Priska Günther für 450 Gulden erkauft hatte. Diese Geschichte ist insofern lehrreich, weil sie deutlich zeigt, wie durch Umdeutung und Mißverständnis Sagen entstehen.

Anmerk.: Die Erklärung der Inschrift läßt bei Johann Friedrich die Buchstaben E. S. weg. Vielleicht müßte dafür gelesen werden F. F. d. i. fieri fecit, wie auf einer Medaille aus dem Jahre 1552, welche sonst den gleichen Wortlaut wie die Inschrift trägt. Dann würde sie lauten: „Joh. Friedrich, Kurfürst, Herzog zu Sachsen, ließ (das Haus) herstellen." (Becker, Weltgeschichte 5, S. 136).

Karl Richter, das Schloß „Fröhliche Wiederkunft." (Verlag von Hermann Richter in Leipzig). Gleichwie sich der gefangene Kurfürst um die Erbauung dieses Schlosses angelegentlich kümmerte (S. 7 ff.), so hat er gewiß auch mit dem Börthener gethan.

6. Eine Religionsfehde.

Bekanntlich hatten sich die evangelischen Fürsten Deutschlands 1537 zu Schmalkalden geeinigt, das ausgeschriebene Concil zu Mantua nicht zu besuchen oder zu beschicken; vielmehr hatten sie daselbst ihr protestantisches Bekenntnis erneuert und ihren Glaubensstand in den sogenannten „Schmalkaldischen Artikeln" niedergelegt. Von den katholischen Fürsten feindete besonders Herzog **Heinrich** von Braunschweig-Wolfenbüttel, welcher neben dem Herzoge von Bayern, den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg und Herzog Georg von Sachsen dem katholischen Gegenbunde, der sogen. „**Nürnberger Einigung**" angehörte, die Fürsten und Städte des Schmalkaldischen Bundes an, indem er die Städte Braunschweig und Goslar, die dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten waren, hart bedrückte. Als er aber die Stadt Goslar, die vom Reichsgericht wegen kirchlicher Angelegenheiten in die Acht erklärt worden war, deren Ausführung aber der Kaiser Karl V. suspendiert (d. i. verschoben) hatte, angriff, sahen der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen in diesem Angriff einen Landfriedensbruch und zogen gegen Heinrich 1542 zu Felde. Sie eroberten seine Hauptstadt Wolfenbüttel und nötigten ihn selbst zur Flucht. Drei Jahre später sammelte Herzog Heinrich mit französischem Gelde ein kleines Heer und fing mit seinen Besiegern neue Fehde an.

Auf diese Fehde bezieht sich ein auf uns gekommenes Schreiben der „verordneten Befehlshaber des Pößnecker Landkreises" an die Ritterschaft und Städte vom Sonntag nach Michaelis 1545. Es hat folgenden Wortlaut: „Unseren Gruß und freundliche

Dienste zuvor! Gestrenge und Feste, Ehrbare, Wohlweise, liebe besondere und gute Freunde! Wir wissen Euch nicht unangezeigt zu lassen, wie der Durchlauchtigste Herr, Herr Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen und Burggraf zu Magdeburg, unser gnädigster Herr, einen schriftlichen Befehl uns abermals zugeschickt, darinnen Ihre kurfürstlichen Gnaden vermelden und anzeigen, daß sich itzund an etlichen Orten Knechte sammeln und vergarden (d. i. anwerben lassen) sollen, darauf denn fleißig und gut Aufsehens von Nöten. Dann wie die Vermutungen und etliche Anzeigungen erscheinen, so sollen dieselben allerlei Sorge und Gefahr drohen, und sonderlich, so sollen berührte Knechte Herzog Heinrichs, der sich den jüngeren von Braunschweig thut nennen, Sachen und Praktiken verwandt sein. Wird sichs nun zutragen, daß erwähnte Versammlung und Vergardlungen (d. i. Anwerbungen) der Knechte wider Ihre kurfürstliche Gnaden oder derselben Einungsverwandte (d. i. Bundesgenossen) wollten gebraucht werden, und sich gedachter von Braunschweig unterstehen sollte, Ihrer kurfürstlichen Gnaden Land und Leute auch die Einungsverwandten unversehens zu beschädigen, zu überfallen und zu verderben; solches alles, so viel menschlich und möglich, zuvorkommen, ist Ihrer kurfürstlichen Gnaden ernstliches Begehren. Des wollet auf eine Vorsorge (bedacht), dessen verwarnet sein, und in guter Bereitschaft, Euch mit Euren Pferden und Knechten gefaßt zu machen, anheim enthalten (d. i. daheim zu bleiben) und auf berührten Fall, den der Allmächtige mit Gnaden abwenden wolle, fernerhin, es wäre bei Tag oder Nacht, auf weiteres Schreiben erfordert würdet, daß Ihr alsdann zu Rosse und Fuße, aufs Stärkste Ihrer kurfürstlichen Gnaden oder derselben Befehlshabern zuzählt (d. i. mit der bereitgehaltenen Zahl an Pferden und Mannschaften zu-

stoßt) und Ihrer kurfürstlichen Gnaden Land und Leute, auch sonsten, da es die Not erfordert, notwendige Hilfe und Errettung thun helfen möget. Wie wir denn nicht zweifeln, Ihr werdet Euch in dem Allen gehorsamlich verhalten; daran geschieht hochgemeldetes unseres gnädigen Herrn gefällige und ernstliche Meinung. So sind wir mit Gnaden geneigt und Euch fleißig zu dienen willig. Wollet auch nach Verlesung das Mandat (Auftrag, Befehl) neben einer schriftlichen Bekenntnis oder Rekognition, daß euch solches zugekommen, den Boten wiederum zustellen." (Folgt das oben angegebene Datum und die Unterschrift).

Die darin angekündigte Einberufung wird nicht lange auf sich haben warten lassen, denn noch im Oktober 1545 lagen der Kurfürst und der Landgraf gegen Herzog Heinrich zu Felde. Auf Bitten der beiden verbündeten Fürsten schloß sich auch Herzog Moritz von Sachsen der Fehde gegen Heinrich mit 1200 Reitern und 3000 Mann Fußvolk an. Nun war die verbündete Armee auf 25000 Mann angewachsen. Herzog Moritz suchte erst noch zwischen den feindlichen Parteien zu vermitteln, und wirklich kam es zu einem Waffenstillstand. Dieser lief am 21. Oktober ab, ohne daß ein Friedensschluß zustande gekommen wäre. Kaum aber war die Frist verstrichen, da überfielen die Verbündeten in der Nacht des Herzogs Lager, schlugen sein Heer in die Flucht und machten ihn und seinen Sohn, Prinz Karl Victor, zu Gefangenen. Das geschah bei Nordheim in der Nähe von Hildesheim. Damit war diese Fehde zu Ende. Die beiden fürstlichen Gefangenen wurden in Cassel, und späterhin in Ziegenhayn (im Regierungsbezirk Cassel) zur Haft gebracht, erhielten aber nach der, für die Evangelischen unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) ihre Freiheit und ihr Land wieder.

Diese Fehde hatte jedoch das Gute, daß nach der ersten Niederlage des Herzogs Heinrich in seinen Landen die Reformation eingeführt wurde — Bugenhagen gab den Braunschweigschen Landen eine evangelische Verfassung und Kirchenordnung — zu deren Kräftigung die weiteren Ereignisse bis 1547 wesentlich beitrugen.

7. Eine fromme Mutter.

Der Augsburgische Religionsfriede v. J. 1555 beendete die Kämpfe der katholischen und evangelischen Parteien in Deutschland und gewährte den Augsburgischen Knofessionsverwandten freie Religionsübung, eine unendlich wertvolle Errungenschaft, wenn man an die Gefahren denkt, die dem jungen Protestantismus von der katholischen Uebermacht immer wieder gedroht hatten. Statt sich aber nun dieses äußeren Friedens zu freuen, grub man die alten Lehrstreitigkeiten wieder auf, die schon dem Reformator das Herz schwer gemacht hatten. Der Schauplatz dieser leidenschaftlich geführten Lehrkämpfe teilte sich zwischen Wittenberg und Leipzig auf der einen, Weimar und Jena auf der andern Seite. Hier standen die strengen Lutheraner, dort die milden Philippisten (Anhänger Melanchthons).

Die einzelnen Erscheinungen dieser langandauernden Bekenntnisstreitigkeiten anzuführen, ist hier nicht der Ort. Für die Pfarrer und deren Familien waren aber die Jahre um 1570 vielfach böse Zeit. Eine Kirchenvisitation, die Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, der zweite Sohn des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich, des Großmütigen, der zu Weimar regierte, in dem von ihm mitverwalteten Amte Arns-

haugk 1569 zu 1570 anstellte, brachte, wie Superintendent Limmer schon 1567, so Diakonus Wolschendorf in Neustadt, und noch manchen Pfarrer auf dem Lande, die melanchthonisch gesinnt waren, um Amt und Brot. Als der Herzog am 2. März 1573 gestorben war, maßte sich Kurfürst August von Sachsen die Vormundschaft über die beiden Prinzen Friedrich Wilhelm und Johannes und die Verwaltung ihrer Lande an, nahm unter Beistand cryptocalvinistischer Theologen eine Kirchenvisitation vor und vertrieb mehr als 100 lutherisch gesinnte Geistliche des herzoglichen Sachsens. Dieser aber nahm sich die Witwe Johann Wilhelms, Dorothea Susanna, Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, wacker an und wechselte deshalb mit dem Kurfürsten viele Briefe. Ihre Gegner beschuldigten sie zwar des Flacianismus. Sie hat aber den Ruhm hinterlassen, in Religionssachen große Einsicht besessen zu haben; die „politische Historie von Thüringen, Meißen und Sachsen" sagt von ihr: „ihr weitläufiges Glaubensbekenntnis ist ein summarischer Begriff der ganzen Theologie."

Für ihr theologisches Verständnis und ihr frommes Gemüt, wie für ihren christlichen Ernst ist die Widmung ein Beweis, welche sie mit eigener Hand in ein Exemplar des corpus doctrinae Thuringicum für ihren Sohn Friedrich Wilhelm eintrug. Dieses Buch erschien unter dem Titel: „corpus doctrinae christianae das ist Summa der christlichen Lehre, aus den Schriften der Propheten und Aposteln, durch Dr. Martin Lutherum sonderlich und andere dieser Lande Lehrer zusammengefasset ... Jena, durch Christian Rhödingers Erben 1570."

Den sieben darin enthaltenen Schriften hatte Herzog Johann Wilhelm ein Wort vorangeschickt, welches die eigentliche Tendenz dieses christlichen Lehrbuchs und den

Glaubensstandpunkt des Fürsten darlegt. Die Widmung selbst hat folgenden Wortlaut:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebet.“ Hiob 19, 24. Freundlicher, lieber Sohn! Nachdem ich mich billig erinnere meines von Gott dem Allmächtigen mir befohlenen Amtes in Anweisung und Vermahnung meiner lieben Kinder (sie hatte zwei Söhne und eine Tochter Maria) zur wahren Erkenntnis und Furcht Gottes, besonders in so betrübten beiderseits Zustand — als hab ich aus treuherziger, mütterlicher Fürsorge Dir, meinem lieben Sohne, dieses christliche Buch schenken und mit dieser meiner eigenen Handschrift befehlen wollen, und vermahne Dich dabeineben, mein liebes Kind, bei dem höchsten Gehorsam, den Du mir von Gottes wegen schuldig bist, daß Du dieses corpus doctrinae die ganze Zeit Deines Lebens hoch und wert halten wollest und als einen treuen, werten Schatz, welchen Dir Dein gottseliger, christlicher Herr Vater, löblichen, christlichen Gedächtnisses, aus treuer, wohlbedachter väterlicher Meinung zu einem Testament seligen hinterlassen hat, mit höchstem Ernste und Fleiße treulich bewahren, dasselbe nächst der heiligen Schrift allezeit am fleißigsten lesen, wiederlesen und auslesen wollest, auf daß Du durch Anleitung dieses, Deines herzliebsten Herrn und Vaters christlichen Bekenntnisses, die reine göttliche Lehre, inmaßen sie Dein Herr Vater öffentlich vor aller Welt bekannt hat, auch begreifen und Gott zu Ehren vor der Welt auch gleicher Gestalt beständiglich bekennen mögest, und also in diesem und allem in die seligen Fußtapfen Deiner löblichen Voreltern tretest und über der reinen und unverfälschten Lehre Gottes Wort mit allem und treuem Fleiß fest und steif haltest, und allem, was dem zuwider, ohne Ansehen einiger Personen Gunst oder Abgunst, Dich

widersetzest, dasselbe fliehest und abschaffst, welches alles Dein getreuherzliebster Herr und Vater, nächst Gott mein einiger herzliebster Schatz, Herr und Gemahl, bei S. L. (seiner Liebden) Leben und nach S. L. christlichem Abschied aus dieser betrübten Welt, nunmehr ich Dir gänzlich zugetraut und noch zutraue, daran Du mir die höchste Freude auf dieser Erde erzeigen kannst. Dazu ich Dir auch von Gott dem Allmächtigen täglich in meinem christlichen Gebet Gottes Segen und seinen heiligen Geist von Herzen wünschen und bitten thue. — Der Herr Jesus behüte und bewahre Dich vor allem Uebel, und sonderlich vor falscher Lehre und irrigem Glauben, und regiere Dich mit seiner göttlichen Gnade in dieser Deiner Jugend also, daß Du zu rechter Zeit ein heilsam Gefäß göttlicher Gnade werdest, und sich die arme, betrübte christliche Kirche Deiner auch seliglichen getrösten möge, geliebet es seiner göttlichen Allmacht durch Christum. Amen.

Geschrieben mit treuem, mütterlichem Herzen den 22. April anno 1574.

Dorothea Susanna, Deine Mutter
mit eigner Hand."

Der junge Herzog empfing dieses corpus doctrinae mit der warmherzigen, frommgläubigen Widmung seiner Mutter als Geschenk zu seinem 12. Geburtstag, als er die Universität Jena bezog und Rector magnificentissimus wurde. Was seine Mutter wünschte, hat er gehalten; er war ein weiser, gottesfürchtiger Fürst, hielt die evangelische Lehre allezeit in hohen Ehren, führte 1584 die formula concordiae in allen Kirchen seiner Lande ein und half dadurch mit, die Lehrstreitigkeiten zu überbrücken und die Einigkeit des evangelischen Glaubens und der evangelischen Kirche

zu begründen. Auch 38 Geistliche der Inspektion Neustadt a. d. Orla unterschrieben das Konkordienbuch. Herzog Friedrich Wilhelm starb am 7. Juli 1602, nachdem seine fromme Mutter Dorothea Susanna am 29. März 1592 das Zeitliche gesegnet hatte.

Anmerk.: In dem „corpus doctrinae thuringicum" sind abgedruckt: 1. die drei alten ökumenischen Symbole, 2. der kleine, 3. der große Katechismus Luthers, 4. die Augsburgische Konfession nebst Apologie, 5. die Schmalkaldischen Artikel, 6. das Thüringische Bekenntnis von 1549, 7. das sogen. Konfutationsbuch von 1558. Ein Exemplar des Buches befindet sich im Besitz des Herrn Hoteliers Bräunlich in Weida.

Die Namen der Geistlichen, welche die Konkordienformel unterschrieben, sind aufgeführt in „Neustädter Kirchengeschichte" 1894 S. 71 und 72.

8. Pestilenz.

Sie ist eine furchtbare Geißel, insbesondere der Städte gewesen, die Pestilenz. Wie tief das Grauen vor ihr sich dem menschlischen Geschlechte eingeprägt hat, mag der Umstand beweisen, daß noch im vorigen Jahrhundert, wenn auch in bedeutend abgeschwächtem Sinne, die Redensart gehört werden konnte: „daß Dich die Pestilenz!" Haben die Fehden des Mittelalters und die Kriege der Neuzeit zahllose Opfer an Menschenleben gefordert, so könnte sich die Pest rühmen, deren noch mehr verschlungen zu haben. Denn Männer und Weiber, Kinder und Greise riß sie in den Tod ohne Rücksicht auf Stand oder Gewerbe, auf Reichtum oder Armut. Schrecken ging vor ihr her, Tod und Oede folgte ihr nach.

Auch den Orlagau hat die Pest wiederholt heimgesucht und dem Gewerbe in den Städten unendlichen Schaden zugefügt; in einer Stadt, darin die Pest hauste,

wollte niemand etwas kaufen; aus solcher Stadt durften die Handelsleute keinen Jahrmarkt besuchen. So kehrte denn in vielen Häusern außer der Not der Krankheit auch noch die Sorge ums tägliche Brot ein, und Elend häufte sich auf Elend. Wer mochte die Toten begraben? Wer mochte in einem verpesteten Hause die Kranken pflegen? Wer ließ selbst die gesunden Glieder einer pestkranken Familie in seinem Hause, in seinem Laden verkehren? Gott sei Dank, daß diese Feindin der Menschheit, die Pestilenz, Europa seit nun fast 100 Jahren gemieden hat!

Im Winter 1553 zu 1554 war die Pest in Neustadt eingefallen. Auf die Anzeige des Stadtrates hin hatte der Landesherr Johann Friedrich mit dem Beinamen der Großmütige Anordnungen zur Verhütung der Weiterverbreitung der Seuche getroffen; dahin gehörten die Verlegung der Wochenmärkte vor die Stadt und der Ausschluß der kranken Personen und wohl auch ihrer Angehörigen von allem Verkehr. Gegen Weihnachten hin scheint die Seuche nachgelassen zu haben; daher bat der Stadtrat um die Rückverlegung der Wochenmärkte in die Stadt. Der Kurfürst gab darauf folgende Antwort:

„Von Gottes Gnaden Johann Friedrich der Aeltere, Herzog zu Sachsen und geborener Kurfürst, Landgraf in Thüringen und Markgraf zu Meißen.

Liebe Getreuen! Wir haben euer Schreiben hören lesen und daraus vernommen, aus was Ursachen ihr bedenket, daß in diesen gefährlichen Sterbensläuften besser und bequemer sein sollte, daß der Wochenmarkt wiederum in die Stadt gelegt, denn daß er vor der Stadt gehalten werden sollte. Weil es denn darum, wie ihr in eurem Schreiben anzeigt, diese Gelegenheit hat, und auch diese Ge-

fahr am meisten betrifft, (wie sie der Stadtrat in seinem Schreiben bezügl. des Wochenmarktes dargelegt hatte) so sind wir zufrieden, daß derselbe wiederum in die Stadt genommen (werde); begehren aber, ihr wollet die Bestallung an den Thoren und sonst thun, daß unserer hiebevor (vor gegenwärtigem Reskript) überschickten Ordnung sonst (außer der Verlegung des Wochenmarktes vor die Stadt) allenthalben nachgegangen und -gelebet werden möge: Daran geschieht unsere Meinung und wollten's euch hinwieder nicht verhalten.

Datum: Weimar am Tag Stephani (26. Dezember) anno 1553".

Auf den Verkehr von der Pest befallener Personen und auf den Verschluß verseuchter Häuser bezieht sich ein zweites Reskript:

„Von Gottes Gnaden Johann Friedrich usw.

Liebe Getreuen! Aus was Ursachen an uns itzo Peter Werner, Wolf Reißner, Nickol Rudolf, Hermann Jacob u. a. Bürger zu Neustadt gelanget haben, übersenden wir euch einliegend zu vernehmen; und wiewohl wir uns nun zu erinnen wissen, was wir euch vordessen von wegen der Sterbensläufte befohlen, aber im Fall, wo es der Supplikanten (Bittsteller) Anzeige nach gelegen, daß die Seuche der Pestilenz sich nunmehr seit dem Herbst und in acht Wochen in ihren Häusern weiter nicht ereignet hätte, so hielten wir es dafür, ihnen sollten die Häuser wiederumb eröffnet werden, was denn auf solchen Fall zu thun, wir hiermit begehren. Da (d. i. wenn) es aber vielleicht anders damit bewandt wäre, denn von ihnen vorgegeben worden, und es sonderlich Bedenken hätte, derentwegen man es ihnen noch z. Zt. nicht erlauben könnte, so wollet uns deshalb

neben Wiedersendung eurer Antwortschrift herwieder berichten. Daran geschieht unsere Meinung.

Datum: Weimar, montags nach Erhardi (11. Januar) 1553". (Die Jahreszahl verschrieben für 1554).

Wie es einem in Jena von der Pest befallenen, aber dort deswegen ausgewiesenen Manne erging, schildert das folgende Schreiben des Mag. Jacob Buchmann an den Stadtrat zu Neustadt. Es lautet:

„Ehrbare, ehrsame, wohlweise; großgünstige Herren und Beförderer! Mit Anmeldung meiner willigen und geflissenen Dienste, wünsche ich E. E. W. von Gott dem Allmächtigen eine glückselige und friedliche Regierung neben allem Guten zuvor. Günstige Herren! E. E. W. haben sonderzweifel guten Bericht, wie daß künftigen Sonnabend vor acht Wochen Gott der Allmächtige nach seinem weisen Rat und Wohlgefallen mich ausher Jena wider mein Vorsehen mit harter Leibesschwachheit heimgesuchet, welche doch, Gottlob! mir nicht zum Tode, oder denen, die um mich gewesen, verderblich gewesen, wie auch vermittels göttlicher Hilfe nicht solange krank geblieben; wenn das große Elend, heftige Erschrecken, Betrübnis, Angst und Furcht ausher Jena von der Obrigkeit darin mir zugefügt (Gott sei's geklagt) nicht dahin kommen, welches denn noch z. Zt. mir in Mark und Beinen liegt, besonders in dem Magen, daß ich nicht sonderlich Lust zum Essen und Trinken habe, hoffe aber durch göttliche Verleihung tägliche Besserung und vollständige Gesundheit. Weil nun, großgünstige Herren, ich künftigen Montag (geliebet es Gott!) 4 Wochen zu Döhlen mich aufgehalten und Gottlob! ohne eines Menschen Schaden oder Nachteil daselbst ge-

hauset, sintemal, Gottlob! an mir nichts gefährlich oder verdächtig, deß bin ich, Gottlob! gewiß: so ist es gebräuchlich, daß, wo ein Mensch, der mit der Seuche behaftet, nach 4 Wochen nicht mehr verdächtig gehalten oder (ab)geschlossen wird, sondern wird ihm freigelassen, seines Berufes, wo er zu schaffen, abzuwarten; weil denn nun, Gott Lob! 8 Wochen nach Anfang meiner Schwachheit verlaufen, als gelanget an E. E. W. mein dienstfleißiges und freundliches Bitten E. E. W. wollen mich künftige Woche nach Martini von Döhlen in die Stadt annehmen und kommen lassen, sintemal es mir zu Döhlen ganz einsam und unhäuslich vorfällt. Will mich, ob Gott will, in E. E. W. Stadt und Gemeinde dermaßen eingezogen und schuldiger Gebühr wissen zu bezeigen, damit E. E. W. gut genug und gemeine Bürgerschaft mit mir soll zufrieden sein. Solches, günstige Herren, verdiene ich herwiederum um E. E. W., einem Ehrbaren und Wohlweisen Rat und ganzer Gemeinde nach höchstem (bestem) Vermögen in schuldiger Dankbarkeit jederzeit geflissen.

Datum: Döhlen, den 8. November 1581.
E. E. W. dienstwilliger
Mag. Jacobus Buchmann m. p."
(d. i. mit eigener Hand).

Im Sommer 1585 herrschte die Pest wiederum in Neustadt. Es starben damals 162 Personen, während 1582 nur 56 1583 73, 1584 68, 1586 58, 1587 71 als verstorben verzeichnt sind.

Was Wunder da, daß die Nachbarstädte sich, wenn auch mit höflichen Worten, den Besuch ihrer Märkte durch Händler aus Neustadt verbaten? Die betreffenden Zuschriften an den Stadtrat liegen noch vor aus Pößneck vom 7. Juni, aus Rudolstadt vom

11. Juni, aus Triptis vom 8. Juli, aus Hof vom 15. Juli und aus Saalfeld vom 26. August 1585. Aus diesen Daten kann man ungefähr die Dauer der Heimsuchung erkennen, es waren die heißen Sommermonate jenes Jahres. Wieviel ging, da diese fünf und gewiß noch andere Märkte nicht besucht werden durften, an Einnahmen verloren?!

Es dürfte doch von Interesse sein, solch ein Abmahnungsschreiben kennen zu lernen. Man wird daraus ersehen können, wie die damalige Zeit über die Pest urteilte, und zugleich anerkennen müssen, in welch milder Form die Besuchsverbote gehalten sind. So schreibt der Rat zu Pößneck:

„Unsere stets willigen Dienste zuvor! Ehrbare achtbare und wohlweise, großgünstige Herren und liebe Nachbarn!

Euch ist nicht unwissend, daß auf nächsten Viti (15. Juni) bei uns zu Pößneck der jährliche und gewöhnliche Jahrmarkt gehalten wird. Wenn aber aus Gottes gerechtem Zorne, den wir und alle Menschen von wegen unserer Bosheit und sündlichem Leben wohl verdient, mit seiner Strafe und Ruthe der gefährlichen Seuche den Anfang bei Euch gemacht, deren wir denn nach Gottes Willen ebenmäßig gewärtig sein müssen, und dawider Umsicht zu setzen; als haben wir, zu Gottes väterlichen Gnaden und milden Barmherzigkeit von Herzen zu appellieren und mit Seufzen zu bitten, daß er seinen gerechten Zorn gnädig und väterlich um seines allerliebsten Sohnes, unseres Fürbitters und Seligmachers willen, von uns abwenden wolle, inmaßen wir dann Euch und den Euren mit christlichem Gebet mitleidig beiwohnen und zusetzen sollen und wollen —

Damit aber dennoch nicht mutwillig eines das andere infiziere und gefährde, als bitten wir freundlich und nachbarlich, euren Mitbürgern zu vermelden, daß

sie zu Verhütung unnötiger Reisen und Unkosten diesmal den Jahrmarkt zu besuchen, bis auf ein andermal, da wir zu Gott der Besserung hoffen, einstellen wollen —

Als ihr denn hierin verständig anzuordnen und zu verschaffen wissen werdet und euch der Mühe nicht verdrießen lassen; das wir euch denn, zu freundlichen und nachbarlichen Diensten gewilligt, nicht haben bergen sollen." (Folgt Datum und Unterschrift).

Diesem Pößnecker Schreiben ähnlich sind die von Saalfeld, Rudolstadt und Hof. Der Rat zu Triptis dagegen begründet seine Abwehr damit, daß „die ihrer Stadt benachbarten auf dem Lande, vom Adel und ihre Unterthanen und sonst Andern, die unsre Jahr- und Wochenmärkte besuchen", sich beschwert hätten über solche Neustädter Bürger, „so itziger Zeit Brot zum feilen Kauf anher bringen, auch Wolle zum Spinnen in die Häuser einschleifen;" ja sogar in der Rathausstube hätten sie sich gesetzt und allda gezechet, „daraus denn zu befahren, daß die Unsern und die Andern auf dem Lande solches gewußt und sie gekennet, davor Scheu getragen haben möchten."

Also zu all dem Elend, das die Pest von selbst schon mit sich brachte, auch noch die Verfehmung! Das war hart; aber wie anders sollte man sich damals gegen die Seuche schützen? Man kannte weder ihre Ursachen noch ein Mittel zur Bekämpfung; man fühlte nur ihre furchtbare Herrschaft und sah nur ihr schwarzes Totengefolge . . .

9. Hochzeitbriefe.

Auch aus alten, vergilbten und verstaubten Akten blickt einen hin und wieder das frische Leben an. Gar viele Blätter und Bogen sind mir durch die Hand gegangen, deren Inhalt entweder interesselos oder abstoßend war: Erbschaftsregulierungen, Handwerksstreitigkeiten, Pferdehandel und -händel, Denunziationen, boshafte Klatschereien und dergl. mehr — in der „alten, guten Zeit" war es nach mehr als einer Richtung hin ebenso schlimm als in unserer, so vielfach gepriesenen Zeit. — Bisweilen begegnet einem doch ein Blatt, dessen Inhalt dem Leser Freude macht. Dazu rechne ich drei Einladungen zur Feier von Hochzeiten vom 28. April 1592, vom 18. Mai 1592 und vom 2. Mai 1630. Die ersten beiden sind an den Stadtrat, die dritte an das Tuchmacherhandwerk gerichtet. Schon die Aufschriften sind für das heutige Geschlecht interessant: „Den Ehrbaren und Wohlweisen Bürgermeistern und Räten zu Neustadt an der Orla, meinen besonderen günstigen Herrn und Förderern." Aehnlich die Aufschrift an das Tuchmacherhandwerk. In letzterem Schreiben ladet der Bürger und Weidfärber, Andreas Sintmuth zu Reichenbach die „ehrenfesten und wohlgeachteten, insbesondere großgünstigen, lieben Herrn und werten Freunde" vom Tuchmacherhandwerk zu Neustadt zur Hochzeit seiner Tochter Sophia mit dem „ehrbaren und wohlgeachteten Junggesellen" Adam Weyer, Bürger und Tuchhändler in Reichenbach, ein. Das Schreiben vom 28. April 1592 enthält die Einladung des Stadtschreibers zu Neustadt an den Stadtrat zu seiner Hochzeit mit der „ehrbaren und ehrentugendsamen Jungfrau" Dorothea Arnold aus Gera. Das dritte stammt von der Hand des Diakonus



Nicolaus Blötner allhier. Dieser Hochzeitsbrief ist für derartige Einladungen in vergangenen Tagen bezeichnend. Er lautet:

„Gottes Gnade und Segen durch Jesum Christum, unsern Immanuel, ingleichen Wünschung glücklicher Regierung und Leibesgesundheit zuvor!

Ehrbare, wohlweise, vorsichtige, günstige Herrn und Förderer!

Euer E. W. (ehrbare, wohlweise) gebe ich hiermit freundlichst zu verstehen, daß mein Sohn Joachim, unser jetziger Kantor, sein christliches Ehegelöbnis, in welches er aus sonderlicher Schickung Gottes, mit meinem Rat und Konsens, mit der tugendsamen Jungfrau Barbara, des ehrbaren Nicol Ziegler, Bürgers allhier seligen, hinterlassener Tochter, sich unlängst eingelassen, auf schierstkünftigen Dienstag nach Trinitatis, nämlich den 23. Tag Maji, mit christlichem Kirchgang und ehelichem Beilager, vermittelst göttlicher Gnaden zu vollziehen entschlossen —

Wenn ich denn zu solchen, meines Sohnes und seiner lieben Vertraueten (d. i. Verlobten) hochzeitlichen Ehrenfreuden einen ehrbaren, wohlweisen Rat allhier, meine ordentliche weltliche Obrigkeit, gebürlich einzuladen mich schuldig erkenne, und ich auch der tröstlichen Zuversicht bin, Euer E. W. werden um deswillen, daß ich für meine Person nun ins 20. Jahr in unsrer Kirche, mein Sohn aber ins 4. Jahr in unsrer Schule treulich gedienet, meiner bittlichen Einladung unweigerlich willfahren —

Als gelanget demnach an Euer E. W. mein unterdienstliches Bitten, Euer E. W. wollen auf genannten meines Sohnes Ehrentag, seinen und seiner Vertraueten christlichen Kirchgang helfen, leisten und zieren, und in christlicher Kirchenversammlung der Kopulation und Trauung mit Ihrer Gegenwart, sonderlich mit Ihrem

herzlichen Gebet zu Gott beiwohnen und dann die gewöhnlichen Hochzeitstage über bei Essen, Trinken und anderen hochzeitlichen Ehrenfreuden sich freundlich, fröhlich und guter Dinge bezeigen, und auf Montag abend hierzu den Anfang machen und solch christlich Ehrenwerk in allen Freuden vollenden helfen. Solches, wie es Gott und seinem Gestift (d. i. Ehestiftung) zu Ehren und uns zu sonderlichem Wohlgefallen gereichen wird; also wollen wirs um einen ehrbaren Rat und gemeine Stadt mit unserm Gebet und treuen Diensten hinwieder zu verschulden jederzeit beflissen sein. Hiermit Gott in Gnaden befohlen!

Datum: Donnerstag den 18. Mai anno 1592.

Euer E. W. dienstwilliger

Nicolaus Blötner, Diakonus.

Da wir einmal von Hochzeiten reden, sei noch ein anderes Schreiben an den Stadtrat von Neustadt erwähnt. Es datiert vom 19. Juni 1625 und stammt von der Hand des Forstmeisters zu Lichtenau, Markart von Neunderf. Er teilt dem Stadtrat mit, daß sein Sohn Görge mit der Tochter des „wohledlen, gestrengen und festen" Görg Wolf von Tettau zu Streydtau (? nicht gut lesbar) Hochzeit machen, er aber mit Weib und Tochter der Feier beiwohnen wolle. Ihm aber mangelt es an Fuhrpferden, auch weiß er auf dem Dorf keine zu erhalten. Daher bittet er den Bürgermeister von Neustadt, ein ehrbarer Rat möchte ihm seine Pferde und Kutsche zur Hochzeitsfuhre leihen. Er will gern dafür geben, was sich gebührt. Die Knechte und Pferde will er mit „Futter und Moll versehen, daran kein Mangel sein soll." In 8 Tagen werde er wieder daheim sein.

Ob der Stadtrat ihm Knechte, Pferde und Kutsche geliehen, ist nicht bemerkt. Immerhin aber ist das

Schreiben Markart von Neundorf's ein deutlicher Beweis dafür, daß 1625 noch friedliche Zeiten für unsere Gegend waren, da man es wagen konnte, mit zwei Frauenspersonen eine achttägige Reise zu unternehmen.

10. Stimmen der Not.

Ein Notschrei war im Oktober 1633 von Neustadt nach Triptis erklungen: „Helft uns, wir verderben!" Ein Notschrei hallte von dort als Antwort: „Herr Gott, erbarme Dich! Wir können nicht helfen!"

Das Elend, die Gewalt und die Furchtbarkeit des Krieges waren in Neustadt eingezogen in einer so schrecklichen Gestalt, wie noch nie zuvor in jenem unsagbar schlimmen 30jährigen Kriege. Seit der Schlacht bei Lützen, 6. November 1632, hatte der Orlagau vor feindlichen Truppen Ruhe gehabt, bis im August 1633 der furchtbare General Holke ins Voigtland einzog und alles mit Feuer und Schwert vernichtete. Zum Entsatz der geplagten Gegenden warf der sächsische General Arnim schleunigst Truppen aus Schlesien auch in unsere Gegend. Auf Schloß Arnshaugk lag eine kleine sächsische Besatzung, die mit dem Feinde öfters in Berührung kam. Am 22. September wurden 4, am 25. zwei sächsische Soldaten im Gefecht erschossen.

Der Kaiserliche Obrist Camboy legte eine salva guardia nach Neustadt, die sich im Plündern und Rauben etwas zu gute that, und verlangte eine Ranzion von vierfachem Geschoß im Betrage von 1411 Thalern und 5 Groschen, mit deren Einhebung am 4. Oktober 1633 begonnen wurde. Konnte das Geld nicht beschafft werden, so drohte den Bürgern und der Stadt großes Unheil. Dieses erkennend, wendete sich der

Schösser von Arnshaugk, David Andres, mit einer ausführlich begründeten Bittschrift an den Rat und die Bürgerschaft von Triptis um Hilfe — ein Beweis, daß Gefahr im Verzuge war. Welche Antwort Triptis gab, ist aus dem wörtlich folgenden Schreiben des dortigen Rates vom 9. Oktober 1633 zu ersehen.

„Unsere willige und vermögende Dienste jederzeit zuvor! Ehrenfester, vorachtbar und wohlgelehrter Herr Amtsschösser!

Wasmaßen E. E. Vorachtbar den erbärmlichen Zustand unserer lieben Nachbarn, der Stadt Neustadt an der Orla, darein sie abermals durch Gottes des Allmächtigen Verhängnis sind gesetzet worden, wehmütiglich uns zu vernehmen geben, was auch E. E. und Vorachtbar hiernächst Intercedendo (durch Vermittelung) wegen einer Beisteuer zu der Ranzion, so wohlgemeldeter Rat und Stadt dem Feinde jüngst verwilligen müssen, bei uns bittlich gesuchet, dessen haben wir mit betrübten Herzen, aus christ- und nachbarlicher Affection (Gewogenheit) mitleidendlich nach mehreren Inhalt E. E. und Vorachtbar Intercessionsschrift sattsam Bericht empfangen; darauf gestrigen Tages, weil solches wegen des instehenden Jahrmarkts füglich nicht eh geschehen können, alsobald unsere „Bürgerschaft cogiren (einberufen) und versammeln lassen, ihnen gedachte Intercessionsmissiv nicht allein gebührlich publizieret und vorgetragen, sondern auch den ganz erbärmlichen Zustand unserer lieben Nachbarn mit ernstlicher Vermahnung und beweglichen Worten an- und zu Gemüt geführet.

Ob wir nun wohl neben unserer Bürgerschaft solch E. E. und Vorachtbar Suchen und Begehren keineswegs für unziemlich erachten können, zumal weil es nicht allein die christliche Liebe und nachbarliche Treue, sondern auch die allgemeine Not, so uns ebenermaßen — wo-

fern wider unsre liebe Nachbarschaft etwas Feindliches weiter tentiret (unternommen) werden sollte — auf dem Halse liegen und betreffen würde, erfordern, daß wir uns diesfalls behilflich im Werk und in der That bezeigeten, ja wir auch ganz unchristlich und unbillig hierin handelten, wenn wir unseren lieben Nachbarn und Mitchristen, so wir es vermögens wären, in ihrer höchsten Not und Anliegen nicht beispringen und behilfliche Handreichung leisten; jedoch und gleichwohl vertrauen wir auch hinwieder, es werde nicht allein E. E. und Vorachtbar, sondern auch E. E. W. W. Rat zu Neustadt, unseren freundlichen Nachbarn, gutesteils wissend und unverborgen sein, daß uns die Federn durch so fast unzählig viel Einquartierungen, contributionen, Auslösungen und andere ungenannte Kriegspressuren dermaßen abgekürzt und verschnitten sind, daß wir solchem und dergleichen Unglück — wo wir damit betroffen werden sollten, welches doch Gott der Allmächtige nochmals in Gnaden von uns abwenden wolle — aus äußersten, unserem Unvermögen keinesweges entfliehen möchten; denn in was Schaden und Unheil E. E. Rat hiesiges Ortes durch itzt berührte Kriegspressuren dieses und vergangenes Jahr geführet worden, können diejenigen am Besten bezeugen, denen E. E. Rat mit ansehnlichen Schuldsummen verhaftet und anheischig worden und also kürzlich (d. i. in Kürze) allhier nicht ausgeführet werden mag —

Belangend auch ferner unsere Bürgerschaft, ist selbige von den gottlosen Soldaten und Marterhansen am Gelde, Vieh, Hausrat und Mobilien dermaßen ausgesogen und verderbet, daß der meiste Teil die Zeit ihres Lebens dazu nicht wieder gelangen werden, maßen sie dann weder unsrer gnädigen hohen Obrigkeit, noch dem Rat die schuldigen Jahresgefälle — so sich doch bei manchen nur auf etliche Groschen erstrecken —

abentrichten können, damit unsere Kirchen-, Schul- und Ratsdiener ihrer Besoldung halber befriedigt und in Ruh gesetzt werden könnten —

Hat also E. E. und Vorachtbar verständiglich zu ermessen, daß es an unserem guten Willen und Affection nicht mangele, einzig und allein aber ex lege impossibilitatis (nach dem Gesetz der Unmöglichkeit) verhindert werden, wohlgemeldetem E. E. W. W. Rat zur Neustadt, unsern freundlichen, lieben Nachbarn, diesfalls in ihrer Not und Anliegen hilfliche Handreichung zu thun und beizuspringen —

Und gelanget hierauf an E. E. und Vorachtbar unser unterdienstliches und ganz fleißiges Bitten, bei E. E. W. W. Rat zur Neustadt, unsern lieben Nachbarn, begehrter Beisteuer halber, auf obenangeführtes, unser Unvermögen großgünstig zu entschuldigen, hingegen wohlermeldetem Rat daselbst unser christliches und mitleidendliches nachbarliches Herz, und daß wir, wo es nur möglich wäre, mit obenangeregter Beisteuer ihnen gerne hilflich erscheinen wollten, dienstfreundlich zu vernehmen geben —

Sind indessen des christlichen Anerbietens, den allmächtigen Gott herzlich zu bitten — weil wir anderes nicht vermögen — daß er sie in ihrem zugeschickten Unglück und Elend trösten, ihnen mit behilflichen Mitteln zu rechter Zeit und Stunde beikommen, und sie vor allem ferneren Unfall nebenst uns gnädiglich behüten und erhalten wolle —

So E. E. und Vorachtbar auf Ihr permotivlich Interzessionsschreiben (bewegliches Vermittelsschreiben) in Gegenantwort wir nicht verhalten sollten, und verbleiben deroselben, sowohl auch E. E. W. W. Rat zur Neustadt, unseren freundlichen lieben Nachbarn, sonst zu angenehmen, freundnachbarlichen Diensten jederzeit ganz willig. Datum Triptis, den 9. Oktober 1633.

E. E. und Vorachtbar jederzeit dienstwillig und gefällig der Rat und Bürgerschaft daselbst".

Nun ensteht die Frage: „Wie und von wem schaffte die Stadt das geforderte Geld?" Darüber giebt die noch vorhandene Abrechnung ausführlichen Aufschluß.

Mit Mühe und Not brachte die Bürgerschaft d. h. die Bewohner der vier Stadtviertel und der drei Vorstädte, die Hausgenossen, die Unmündigen und die Auswärtigen 1241 alte Schock 14 Groschen 2 Pfennig d. i. 1034 Thaler 18 Groschen 2 Pfennige auf. Erborgt wurden folgende Beträge: 150 Thaler bei Dr. Gerhart in Jena, 100 Thaler bei dem Amtsschösser David Andres, 10 Thaler bei Bürgermeister Valentin Klette, 50 Thaler beim Stadtrichter Martin Eichler, 20 Thaler bei Nicol Höffer, 5 Thaler bei Hans Franke, 5 Thaler bei Nicol Geinitz, 12 Thaler bei Simon Reichboth, 11 Thaler bei Paul Seydel. Summa 363 Thaler; nun fehlten aber immer noch 13 Thaler 10 Groschen 10 Pfennige, diese lieh gleichfalls der Amtsschösser dar. Wenn man bedenkt, daß damals, wie aus der erwähnten Rechnung hervorgeht, ein Pfund Rindfleisch 3 Groschen kostete, so stellt sich also der Betrag der Ranzion, auf heutigen Geldwert berechnet — das Pfund zu 70 Pfennige angenommen — auf 7902,79 Mk. Das Geld wurde bereits am 25. Oktober in Eger zur Zahlung gebracht.

Hatte diese einzige Ranzion aufzubringen, schon so viel Sorgen und Schulden mit sich gebracht, wie viel mehr noch die zahlreichen folgenden! Denn nach 1633 wurden die Kriegsläufte für unsere Gegend von Jahr zu Jahr schlimmer. Neustadt allein hat der Krieg 2 Millionen 187 Tausend und 380 Mark gekostet.

Welch unendlich wertvolles Gut ist doch der Friede! Gott erhalte ihn unserem teueren Vaterlande!

11. Ein „Straßenkampf."

Wer freute sich jetzt nicht mit uns des schönen Pflasters in den Straßen unserer Stadt? Wer hätte sich in der erst kurzvergangenen „pflasterlosen, schrecklichen Zeit" nicht nach dem heutigen Zustande gesehnt? Denn gewiß ist keiner von uns der Meinung des russischen Grafen Leo Tolstoj, der von den Städtern sagt: „Sie pflastern die Erde mit Steinen zu, daß nur ja nichts darauf wachse und rotten jedes noch etwa durchsprießende Gräslein aus." Nicht ganz die gleichen Empfindungen wie wir haben vor 200 Jahren unsere Vorfahren gehabt, obgleich das Straßenpflaster notwendigerweise erneuert werden mußte. Auf Anregung des Bürgermeisters Johann Köthe hatte die Ratsversammlung in die Erneuerung des Pflasters gewilligt, und die kurfürstlich sächsische Regierung hatte die Bestreitung der Kosten aus den Einnahmen eines Viertelgeschosses durch Reskript vom 17. Mai 1698 genehmigt. Ehe aber der Bürgermeister dazu kam, diese Entschließungen der „gemeinen Bürgerschaft" auf dem Rathause bekannt zu machen, hatten die Viertelsmeister, die Vorsteher der vier Stadtbezirke, wahrscheinlich wegen der daraus erwachsenden Auflagen, die Bürger gegen jene Beschlüsse aufgewiegelt. In der anberaumten Bürgerversammlung ging es stürmisch zu. Der Bürgermeister Johann Köthe schreibt darüber unterm 9. Juli 1698 an die Regierung:

„Als ich nun in Begriff war, diese gnädigst beliebte (d. i. von der kurfürstlichen Regierung zugestandene) und auch von beiden Ratsmitteln konsentierte (d. i. genehmigte) Anlage der zu dem Ende erforderten und anwesenden Bürgerschaft zu publizieren, so haben die bei ihnen sich befindenen Viertelsmeister mir eine

Protestation und Appellation überreichen lassen. Ob nun gleich der Stadtschreiber Johann Sauer denselben dieses ihr unbilliges und nicht fundiertes (begründetes), auch wider den gesamten Ratsschluß seiendes Unternehmen, sowohl tagszuvor, als auch dato bei öffentlicher Ratsversammlung genugsam untersagt und vorgestellt, so sind sie dennoch dabei unverändert verblieben, bis ich endlich mich entschlossen, die anwesende Bürgerschaft wiederum zu dimittieren (entlassen), auch unterschiedliche Ratskollegen wegen dieser mir angethanen Beschimpfung aus Unwillen gänzlich aus der Ratsversammlung wieder abgetreten und sich nach Hause begeben . . ."

Die bei der kurfürstlichen Regierung seitens des Bürgermeisters Johann Köthe gegen die Viertelsmeister eingereichte Beschwerde hatte den Erfolg, daß jene den Stadtrat anwies: „Es ist unser Begehren: Ihr wollet den Viertelsmeistern ihre ungebührliche Bezeigung gegen den Bürgermeister ernstlich verweisen und mit der Reparatur des Pflasters anbefohlenermaßen verfahren." (27. September 1698).

Ein in dem Aktenstück liegender Voranschlag weist folgenden Wortlaut auf: „Den 13. Oktober 1696 ist das Pflaster allhier zur Neustadt a. d. Orla von dem Pflasterer zu Gera überschlagen worden, und hat sich befunden, daß vom Triptiser bis in das Neunhofer Thor 639 Ellen in die Länge, 15 Ellen die Breite, und zwar nur im Fahrwege, thut 9585 □ Ellen oder 1065 Klafter, jede zu 3 Ellen, der Pflasterer Angaben nach. Von jeder Klafter 5 Groschen zu pflastern (dürfte aber wohl auf 4 Groschen kommen) thut 233 fl. 12 Groschen — 171 fl. für 150 Ruthen Steine zu brechen, die Ruthe zu 8 Ellen à 1 fl. 3 Groschen — 300 fl. von 150 Ruthen zu fahren à 2 fl. — 56 fl. 16 Groschen für 1192 Karren Sand zu fahren à 1 Groschen, thut (in

Summa) 781 fl. 7 Groschen, exclusive Steinkarren, Schaufeln, Hacken; das alte Pflaster aufzuheben, Sand und Steine an die Stelle zu schaffen u. a. mehr, außer die Vorstädte."

Wer Lust hat, kann damit vergleichen, was die Pflasterung der gleichen Straßenstrecke i. J. 1900 gekostet hat.

12. Ein „Kampf um Rom."

Kurfürst Friedrich August von Sachsen (1694—1733) trat bekanntlich, um König von Polen werden zu können, am 2. Juni 1697 zu Baden bei Wien zum römischen Katholizismus über; „August der Starke," wie ihn die Geschichte nennt, war um irdischen Vorteils willen schwach in der Treue gegen das Bekenntnis seiner Vorfahren. Der Dankgottesdienst, den der neue König, wegen der auf ihn gefallenen Wahl der polnischen Magnaten, in Dresden abzuhalten befahl, fand am Johannisfeste statt, an welchem 1530 die Augsburgische Konfession übergeben worden war. Hinsichtlich der Erhaltung des evangelischen Bekenntnisses in Sachsen gab der König dem Landtage alle Versicherung.

Der Kurprinz Friedrich August, den 7. Oktober 1696 zu Dresden geboren, wurde von seiner Mutter und Großmutter in der evangelischen Konfession treulich erzogen und empfing am 19. Oktober 1710 zum ersten Male das heilige Abendmahl nach dem Gebrauche der evangelischen Kirche in beiderlei Gestalt. Jedoch forderte Papst Clemens XI. von seinem Vater den Uebertritt in die katholische Kirche. Um diesen ohne Aufsehen im Lande zu ermöglichen, trat der Prinz 1712 eine Reise nach Italien an, die durch eine 1711

nach Polen unternommene Reise vorbereitet worden war. In Frankfurt a. Main erhielt er anstelle des evangelischen Hofmeisters von Miltitz den Woywoden Joseph Koß von Livland, den Baron von Hanen, beide katholisch, und den Jesuitenpater Joh. Baptista Salerno zu Reisebegleitern. Dieser Umstand machte den evangelischen Sachsen bald den Zweck der Reise offenbar. Aber der Glaubensänderung des Kurprinzen wollte man in Sachsen nicht ruhig zusehen, weil man aufs neue für das evangelische Bekenntnis überhaupt fürchtete. Was man damals im Lande that, ersehen wir aus einer umfänglichen Schrift, davon sich ein Exemplar bei den verstreut gewesenen Akten des Rathauses in Neustadt befindet.

Der erste Heroldsruf ging unter dem 8. Februar 1712 von der Universität Wittenberg aus. Sie ersuchte den König, dem Kurprinzen einen evangelischen Hofprediger auf die Reise mitzugeben, und bat den Ausschuß der Ritterschaft und Städte in Dresden, ein gleiches Gesuch an den König zu richten. Auch die theologische Fakultät der Universität Leipzig nahm sich in einem langen Schreiben an den genannten Ausschuß vom 18. Februar 1712 der Sache ernstlich an und forderte ihn auf, „mit allem möglichsten Eifer und äußerster Anwendung aller von Gott verliehenen Kräfte dahin bemüht zu sein, den König und Kurfürsten zu bewegen, daß des Kurprinzen Gewissensfreiheit bei der angetretenen gefährlichen Reise nicht so empfindlich (wie es nach den Vorgängen in Frankfurt den Anschein hat) möchte gekränket werden." Denn die Befürchtung liegt nahe genug, daß „die römisch-katholischen Bedienten der in Schwange gehenden Inquisition sich Meister zur Abschaffung aller reingläubigen Bücher und selbst der Bibel zu bedienen, im übrigen aber Se. Hoheit dermaßen zu umgeben und gleichsam zu

besetzen unterstehen dürften, daß Sie (der Kurprinz) zu Abwartung der geringsten Andacht und geistlichen Uebung nach Ihrem wahren evangelischen Glauben nicht werden gelangen können." Denn wenn dem einzigen Sohne des Königs und Kurfürsten in Religionssachen Zwang angethan wird, was kann da das Volk für sich zu erwarten haben? Hat aber der König dem Volke freie Religionsübung gewährleistet, so muß als erster und vornehmster der Kurprinz davon Gebrauch machen können, um das anererbte und angenommene evangelische Bekenntnis treulich zu bewahren.

Der „engere und weitere Ausschuß von Ritterschaft und Städten" hat denn auch, dem doppelten Ansuchen entsprechend, unter dem 12. März 1712 eine ausführliche Denkschrift an den König und Kurfürsten gelangen lassen. Es wäre im geschichtlichen Interesse wertvoll, sie ganz zum Abdruck zu bringen, aber sie ist für unsern beschränkten Raum zu umfänglich (12½ Seiten mit je 27 Zeilen), als daß dies geschehen könnte. Es heißt darin: . . . „Es ist die Abwesenheit des Prinzen an sich selbst uns schmerzhaft genug, aber mehr inconsolabel (d. i. untröstlich) sind wir darüber, daß wir alle hiesige Landeskinder von dessen Seite verstoßen, und denselben in lauter fremder und leider, welches noch das meiste ist, in katholischer Religion zugethaner Leute Hände wissen sollen." Sie wissen nicht zu ergründen, wie es gekommen, daß die Sachsen, die sich stets der Treue und Redlichkeit befleißigt, so tief in Ungnade gefallen und für unwürdig gehalten werden, den Prinzen zu bedienen. „Wir können nicht Worte finden, Ew. K. Mj. und Kurf. Durchl. unsere, über solche gänzliche Verstoßung sowohl unserer Nation, als Religion von dieses teuersten Prinzen Bedienung empfindenden Jammer und Herzeleid gänzlich anzuzeigen und auszudrücken." Aus der Verachtung der Katho-

lischen machen sie sich nichts, wenn nur dem Prinzen die Religion und die Gewissensfreiheit, „darüber Eurer Maj. und Kurf. Durchl. und unsere Vorfahren Gut und Blut, Leib und Leben mit größtem Mut und Herzhaftigkeit gewaget," bewahrt bleibt, darin allein sie für sich und ihre Nachkommen Glückseligkeit sehen. In herzbeweglichen Worten stellen sie dem König und Kurfürsten vor, daß auf seiner Gnade oder Ungnade ihr zeitliches Glück oder Unglück beruhe, und bitten, den Prinzen ins Sachsenland zurückzurufen. Ferner begründen sie ausführlich, woher sie die Befugnis ableiten, sich in des Kurhauses Angelegenheiten, deren die Reise des Prinzen eine ist, einzumischen. Der Prinz ist Sachsens künftiger Regent; sie sind daher um seine Sicherheit Leibes und Lebens und um seine evangelische Religion besorgt, die der König und Kurfürst gemäß seinen Erlassen vom 27. Juli 1697 und 24. August 1705 allen Evangelischen in Sachsen, also obenan dem Prinzen, gewährleistet hat. Weiter erinnern sie den Kurfürsten daran, daß die ganze Landesverfassung und die Erbverbrüderung mit Brandenburg und Hessen sich auf die Festhaltung der evangelischen Religion und Lehre gründe, sowie daß Kurfürst Johann Georg I. bestimmt habe, die Nachfolger an der Regierung sollten stets der Augsburgischen Konfession zugethan sein. Würde der Prinz katholisch gemacht, so sei zu besorgen, daß die protestantischen Mächte und Fürsten des Reichs sich gegen Sachsen „einige ombrage (d. i. Mißtrauen) nehmen dürften." Nach Zusammenfassung aller Gründe bitten sie noch einmal fußfällig, der König möge seiner Zusage gemäß die evangelische Kirche in Sachsen schützen, dem Prinzen bei seinem Bekenntnis zu bleiben helfen, ihn von der Reise zurückrufen und ihm wieder evangelische treue Bediente zuweisen.

So treu auch die Eingabe gemeint war, geholfen hat sie nichts. Am 27. November 1712 hat der Kurprinz in Bologna die evangelische Religion abgeschworen, aber erst nach dem am 1. Oktober 1717 erfolgten Tode seiner Großmutter, Anna Sophia, geborenen Königlichen Prinzessin von Dänemark, die von dem Uebertritt des Enkels nichts erfahren sollte, sich zu Wien öffentlich zum Katholizismus bekannt.

Der Leser fragt sich wohl, warum wir diese Angelegenheit des sächsischen Kurhauses unter den „Geschichten aus dem Orlagau" erzählen. Nun darum: weil wir stolz darauf sind, daß evangelische Männer, Ritter und Bürger aus dem Orlagau, jene mannhafte, überzeugungstreue Denkschrift an den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, der selbst Katholik war, mit ihrem Namen und ihrer Person mit vertreten haben!

13. Der Hof und das Handwerk.

Das jetzt Großherzoglich Sächs. Schloß in Neustadt hat eine interessante Vorgeschichte. 1120 geschieht einer nova villa iuxta Mohdelvicen, eines neuen Schlosses bei Moderwitz (das alte Schloß war Arnshaugk) Erwähnung; 1295 überließ es Elisabeth die Aeltere, Witwe Ottos von Lobedaburg-Arnshaugk, seit 1289 Gemahlin Albrechts des Unartigen, dem Augustinerorden zum Kloster; 1531 übergab es Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige dem geistlichen Kasten in Neustadt; 1640 brannte das Klosterhaus bei dem schwedischen Ueberfall ab; 1674 oder etwas später übernahm Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz den Platz und die Kirche käuflich und erbaute das

heute noch stehende Schloß. Sein jüngster Sohn, Friedrich Heinrich, nahm daselbst Wohnung und starb hier 1713. Seine Witwe Anna Sophia Philippine, geborene Prinzessin von Holstein Wiesenburg, starb hier 1748. Nach dem Rückfall des Neustädter Kreises an Kursachsen lebte der General-Leutnant Fürst Christian von Schwarzburg-Sondershausen mit seiner Gemahlin Sophia Everhardina auf dem hiesigen Schlosse, sowie die Fürstin Güntherine von Schwarzburg-Sondershausen mit den Prinzessinnen Güntherine Albertine und Josepha Eberhardine Wilhelmine.

In der frühesten Zeit des Neustädter Schlosses, an welche noch die Spitzbogenthür innerhalb des Durchgangsbogens, die Balkonkonsolen an der Nordostecke des Turmes und die jetzt im dunklen Erdgeschoß steckende Burgkapelle erinnern, waren alle Handwerker sozusagen „Hoflieferanten," ohne daß es eines besonderen Titels bedurft hätte. Als das Schloß dann im 18. Jahrhundert wieder von fürstlichen Herrschaften bewohnt wurde, hatten sich die Verhältnisse im städtischen Handwerk und Gewerbebetrieb ganz wesentlich verändert. Größere Selbständigkeit war ihm eigen geworden; es war nicht mehr nur von der Herrschaft abhängig, sondern suchte und fand sein Brot auf dem Markte des Lebens. Da konnte es wohl für den einen oder anderen etwas bedeuten, zu der Schloßherrschaft in ein engeres Verhältnis zu treten. Galt es doch für eine Ehre, für fürstliche Personen zu arbeiten! Zog es doch andere vornehme Kunden nach sich, wenn man auf seine Thätigkeit bei Hofe hinweisen konnte!

Daher begegnen wir im 18. Jahrhundert Bestrebungen in unserer Stadt, die auf Gewinnung eines Hofdiploms abzielten. Zum Beweise dafür dient uns die Abschrift eines Dekrets, welches die Fürstin Sophia

Everhardina von Schwarzburg für den Schuhmacher Joh. Christoph Freund ausstellte. Es hat folgenden Wortlaut:

„Von Gottes Gnaden wir Sophia Everhardina, verwitwete Fürstin zu Schwarzburg, geborene Fürstin zu Anhalt, Herzogin zu Sachsen, Engern und Westfalen, Gräfin zu Hohenstein und Askanien, Frau zu Arnstadt, Sondershausen, Leutenburg, Lohra, Clettenberg, wie auch Bernburg und Zerbst, Kent, Wort, Balgoy, Dahlenburg und Mamhotte urkunden und bekennen hiermit, daß wir aus eigener Bewegung und fürstlicher Gnade Meister Johann Christoph Freunden, Bürgern und Schuhmachern zu Neustadt a. d. Orla, zu unserm Hofschuhmacher in unsere fürstlichen Dienste auf- und angenommen haben. Gleich wie wir nun versichert sind, daß dieser Meister Freund sich jederzeit treu, hold und gehorsam gegen uns bezeugen, und unseren fürstlichen Respekt, Nutz- und Wohlfahrt allewege suchen, auch die von ihm zu fertigende Arbeit gut, tüchtig und um einen billigen Preis machen werde, maßen er solches alles an Eidesstatt angelobet. Also haben wir zu seiner Legitimation dieses Bestellungsdekret darüber ausgefertigt und mit unserem Fürstlichen Insiegel bedrucken lassen. So geschehen Schloß Neustadt an der Orla, den 14. März 1753.

LS S. Everhardina.

14. Böse Münze.

Auf wenigen Blättern über Münzsorten und Münzgerechtigkeit schreiben zu wollen, mag als ein kühnes Unterfangen gelten, und ist es zweifellos auch. Da aber das Geld zu allen Zeiten das einfachste Tausch-

verkehrsmittel gewesen, und da es auch in mehreren der vorstehenden Sagen und Geschichten eine Rolle zu spielen berufen ist, seien ihm auch noch einige besondere Zeilen gewidmet.

Wir wissen es kaum zu schätzen, wie gut wir jetzt in deutschen Landen mit der Einheitsmünze daran sind. Wohin wir kommen innerhalb der deutschen Grenzen, überall derselbe Münzfuß. Wie mag es doch früher für Reisende und Handelsleute schwierig gewesen sein, sich durch das böse Münzgewirre durchzufinden! Vor mir liegt ein altes, leider nicht mehr vollständiges Buch mit lauter Münzabdrücken, deutschen und außerdeutschen. Wer hatte doch damals alles das Recht, Münzen zu prägen: Könige und Herzöge, Fürsten und Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, Ritterorden und Städte. Wenn nun der Münzfuß noch überall der gleiche gewesen wäre, so wäre das Münzdurcheinander immer noch übersehbar gewesen. Aber das war ja eben nicht der Fall.

Unter den Städten, die vordem eine, wenn auch nur beschränkte Münzgerechtigkeit hatten, befindet sich auch Neustadt a. Orla. Im Kopialbuch des Rathauses ist ein Dekret der älteren Elisabeth von Arnshaugk, verwitweten Landgräfin von Thüringen (sie war in zweiter Ehe mit Albrecht dem Unartigen vermählt gewesen) aufbewahrt laut dessen sie im Jahre 1325 der Stadt u. a. Berechtigungen auch ihre daselbst befindliche Münzstätte übergiebt, jedoch mit der Bestimmung, „daß man daselbst nicht andere Pfenning schlagen oder münzen soll, als gemeine Pfenninge, die in allen Landen gänge sind und gäbe“. Wie lange die Stadt die Münzgerechtigkeit ausgeübt hat, ist leider nicht nachweisbar; dagegen steht fest, daß das Münzhaus im 30jährigen Kriege um 1630 herum zerstört worden ist. Die Landgrafen von Thüringen, denen die Herrschaft Arnshaugk nach

dem Tode der Landgräfin Elisabeth anfiel, haben die Münzberechtigung jedenfalls wieder an sich gezogen.

In jener Verleihungsurkunde werden außer den „gemeinen Landpfennigen" als damals bekannte Münzsorten noch genannt der „breite Pfenning" und der „Heller". Dieser hat seinen Namen von der Stadt Hall. Der Pfennig war um jene Zeit ungefähr 20 unserer heutigen Pfennige wert, jedoch ist er im Werte gesunken, besonders seit ungefähr 1500, von wo an er aus Kupfer geschlagen wurde.

Wie nicht anders zu erwarten war, machten ja die Münzen an den Landesgrenzen nicht halt, sondern wurden herüber und hinüber getragen. Wurden doch sogar außerdeutsche Münzen, wie sich aus dem schon erwähnten Münzbuche ergiebt, in Deutschland in Zahlung gegeben und genommen! Es sind dort unter der Ueberschrift: „Fremde oder ausländische, jedoch im deutschen Lande gangbare grobe Silbermünzen" folgende genannt und abgebildet: Genueser Kronen, Mailändische, Parmische, Venetianische, Florenzische und Mantuanische Silberkronen, königl. spanische und holländische Dukaten, spanische Regal, kaiserl. silberne Karolusse.

Demgegenüber darf es nicht auffallen, wenn die einzelnen Landesherren Verordnungen erließen, die darauf abzielten, fremdländische Münzen aus ihren Gebieten zu verbannen. Eine solche Verordnung für unsere Gegend fand sich unter alten, verstreuten Papieren; leider trägt sie kein Datum, stammt aber, nach dem Inhalt und nach der Schrift zu urteilen, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Aus der Ueberschrift, die gleich mitgeteilt werden soll, geht hervor, daß die sächsischen Fürsten aus dem meißnischen Stamme die Kurwürde noch nicht besaßen, und daß z. Zt. des Erlasses der Verordnung mehrere Fürsten zugleich regierten. Wir werden deshalb nicht fehl

gehen, wenn wir die Verordnung in die Zeit der gemeinschaftlichen Regierung Friedrichs des Streitbaren und Wilhelms des Reichen (1370—1425) setzen; selbst bei der interimistischen Teilung ihrer Lande auf vier Jahre (1411) blieb die Stadt Freyberg mit dem Münzwesen samt den Berg- und Hüttenwerken im gemeinsamen Besitz. Die sächsische Kurwürde erwarb Friedrich der Streitbare im Jahre 1422.

Die interessante Verordnung selbst hat folgenden Wortlaut: „Diese nachbeschriebenen lawen Pfennige, so unsere gnädigen Herrn von Sachsen u. s. w. haben schlagen lassen, soll man wechseln (d. i. ausgeben und in Zahlung nehmen) und keine andern:

„Die lawen Pfennige, die die Röschen um den Schild stehen haben; die lawen Pfennige, die drei kleine Kreuzlein um den Schild stehen haben; die lawen Pfennige, die alleine (d. i. nur) ein Röschen unter dem Schild haben; die lawen Pfennige, die ein . . . A oben am Schild und Kleeblätter auf der Seite stehen haben — soll man wechseln.

„Diese nachbeschriebenen lawen Pfennige sind unser gnäd. Herrn von Sachsen Schlags nicht, soll noch darf man nicht wechseln;

„Die lawen Pfennige, so über dem Schild ein breites Kreuz haben . . . (hier ist das Papier durchgebrochen); die lawen Pfennige, die ein *a* über dem lawen Schilde haben; die schwarzburgischen lawen Pfennige haben ein Lepart mit einer Krone auf dem Haupt und ein ganz Angesicht mit zwei Augen, haben auch ein Kleeblatt unter dem Schilde — soll noch darf man nicht wechseln.

„Alle andern Pfennige, was Gepräges sie sind, soll noch darf man nicht wechseln, deß Wissen zu haben; und der Wechsel soll nicht länger stehen, denn

von dem Sonntag nach corporis Christi bis auf Jacobi" (29. Mai bis 25. Juli).

Die letztere Bestimmung giebt vielleicht die Frist des gestatteten Umtausches an. Nach modernen Begriffen fehlen bei dieser wichtigen Verordnung die Strafbestimmungen; doch damals ging es noch auf Treu und Glauben.

Später, in der Mitte des 15. Jahrhunderts, treten uns die Groschen entgegen, nach Schocken gezählt. Eine Urkunde des Rates zu Neustadt, ausgestellt am Dienstag nach Elisabeth 1457, giebt darüber, wie über die Geldverhältnisse von damals überhaupt, wertvollen Aufschluß. Es hatten nämlich „der würdige Herr, Ern (Ehrwürden) Heinrich Mauer (er war also Priester) zu Lippersdorf in den Thälern, Leuchtenburger Pflege, und Ilse, des gestrengen Werner Grauwe (eines Ritters) eheliche Wirtin, zu Erfurt wohnhaft", (Heinrich und Ilse waren wahrscheinlich Geschwister) der Stadt 100 Schock Groschen zu Sühnegeld gezahlt, wofür ihnen der Rat der Stadt jährlich 10 Schock Groschen Leibzins zu geben verspricht auf Lebenszeit; wenn beide Rentner tot sein würden, sollte die Zinszahlung aufhören. Die übrigen Bestimmungen der Verbriefung interessieren uns hier nicht weiter. Die 10 Schock Groschen Zinse sollen „rechter Währ, je 60 für ein Schock, davon einer drei Pfennige gildet, gute Landeswährung, gänge und gäbe in unserer gnädigen Herrn, der Herzöge von Sachsen Landen sein."

Hier ist also von Schocken die Rede, von denen jedes zu 60 Groschen berechnet wurde. Späterhin unterschied man alte Schocke und neue Schocke; die letzteren hatten den Wert eines Guldens, also 20 bezügl. 21 Groschen.

Ehe wir damit vom Mittelalter Abschied nehmen, soll noch erwähnt werden, daß die Mark das gleiche

Schicksal wie der Pfennig gehabt hat: sie ist entwertet worden. Eine Mark lötigen Silbers hatte ehedem etwas mehr zu bedeuten, als unsere jetzige Mark, die außerdem über ihren Metallwert ausgemünzt ist. Zudem dürfte es für die Berechnung des damaligen Zinsfußes von Interesse sein, zu hören, daß 1380 Benedikt von Döhlen dem Kloster in Neustadt gegen Zahlung eines Kapitals von 8½ Pfund Pfennigen 7 Schilling Pfennige als jährliche Zinsen von Hermann Hase aus Weira käuflich überließ. Ein anderes Kapital von 10 Schock Groschen trug dem Kloster jährlich 50 Groschen Landeswährung an Zinsen. — Wie man im Mittelalter die Pfennige nach Pfunden berechnete, so bekanntlich auch die Heller; „Pfundheller" tritt ja ab und zu noch heute als Personenname auf.

Aus der nachreformatorischen Zeit soll zuerst auf ein Reskript des Kurfürsten Christian II. von Sachsen vom 2. Juni 1607 hingewiesen werden. Darin wird verordnet, daß die „Goldschmiede und anderen Leute" gehalten sein sollen, ihr „Gekrez" (d. i. Abfall vom Metall, besonders beim Schmelzen), goldige und Bruchsilber, weiß und vergoldet", nicht außer Landes zu verkaufen, sondern nach Schneeberg an die Münze zu liefern; dort würden die Metalle durch den „Waradin" (d. i. Wardein, Beamter für Untersuchung der Metalle) probiert werden. Das Silber solle den „bisher gebräuchlichen Kaufpreis" haben, „das Gold aber, so in dem guldischen Silber durch richtige Proben befunden, das Quentlein um 38 Groschen" bezahlt werden. —

Zu allen Zeiten haben die Kriege den Geldwert herabgedrückt: viel Geld und wenig Ware. Das ist aber in keinem Kriege schwerer empfunden worden, als im sogenannten „deutschen Kriege", dem dreißigjährigen. Das trat damals um so fühlbarer hervor, weil es Leute gab, die ein Geschäft daraus machten,

minderwertiges Geld unter die Leute zu bringen; das waren die Kipper und Wipper. Sie schmolzen das Geld um und prägten es mit sehr niedrigem Metallwert aus. Eine solche betrügerische Münzstätte soll sich in Neustadt am Rodaer Thor befunden haben — vielleicht die ehemalige Arnshaugkische, dann städtische Münze — und der Graf von Brandenstein auf Oppurg soll einer der größten unter den Kippern und Wippern gewesen sein. Die Verluste, welche die Bevölkerung am Gelde erlitt, waren ganz bedeutende. Dafür nur ein Beispiel.

Die Ranzion, welche Neustadt 1633 an den kaiserlichen Oberst Lamboy bezahlen mußte, bestand aus 140 Thalern an vergoldetem Silber, 296 Thlr. 12 Groschen an weißem Silber, 114 Thlr. an 57 Dukaten, 1 Thlr. 12 Groschen an 1 Kreuzkrone, 220 Thlr. an Reichsthalern, 192 Thlr. an Dickthalern und Kopfstücken, 190 Thlr. an ganzen Groschen, 31 Thlr. 15 Groschen an Batzen, 24 Thlr. 9 Groschen an Rheinischen Goldgulden, 20 Thlr. an 10 Dukaten u. a. m. „An solcher Zahlung, heißt es in der betr. Rechnung, ist an Silber und Gold eingewogen und eingebüßt worden: 3 Loth an vergoldetem Silber, thut 1 Thlr. 21 Groschen; 2 Mark 10 Loth an weißem Silber, thut 21 Thlr.; an Philippsthalern 2 Thlr. 5 Gr. 6 Pf.; an Reichsthalern 10 Gr. 6 Pf.; an der Kreuzkrone, die für einen Dukaten gehalten, 12 Gr.; Summa: 26 Thlr. 1 Gr."

Das böse Treiben der Kipper und Wipper war um so leichter möglich, je mehr damals die verschiedenartigsten Münzsorten durcheinanderliefen. Die eben angeführte Aufstellung von 1633 giebt davon schon ein buntes Bild.

Es gehörte demnach ohne Zweifel zu den vorvornehmsten Pflichten der Landesregierungen, Sorge zu tragen, daß, wie es in einem Reskript des Herzogs

Moritz von Sachsen-Zeitz vom 14. August 1653 heißt, dem „Münzunheil“ gesteuert werde. Die Land- und Kreistage hatten sich wiederholt mit den „eingeschlichenen bösen Münzsorten“ zu befassen; dennoch ist es nicht alsobald gelungen, merkbare Besserung herbeizuführen. Unter besonders schlechten Verhältnissen beim Geldumlauf mußte natürlicherweise eine Gegend zu leiden haben, welche, wie der Neustädter Kreis, sich keilförmig zwischen die verschiedenen benachbarten Staaten hineinschob.

Ein besonderes Wort der Anerkennung soll in diesem Zusammenhange einer Münze noch gesagt werden, welche einen langen geschichtlichen Weg ehrenvoll zurückgelegt hat und heute noch den Namen eines Hausgenossen und Volksfreundes verdient: dem Thaler.

Die ersten thalerähnlichen Münzen prägte Erzherzog Sigismund in Tirol; 1484 ist die älteste darauf geprägte Jahreszahl. Bald folgten ähnliche Prägungen in anderen Ländern z. B. in Hessen, Sachsen, Savoyen, Ungarn, Spanien und Böhmen schon gegen 1500, später in Brandenburg, Bremen, Salzburg, Württemberg u. a. m. Den Namen „Thaler“ aber hat die Münze von Joachimsthal im Erzgebirge erhalten. Dort prägten die Grafen Schlick im Gegensatz zu den Tiroler Münzen und ihren Nachahmungen, welche „Guldengroschen“ genannt wurden und 15lötig waren, 14lötige Silbermünzen. Diese nannte man „Joachimsthaler Guldengroschen“, späterhin nur „Joachimsthaler“, woraus sich die so allgemein, auch in außerdeutschen Ländern beliebte Bezeichnung „Thaler“ bildete. In Amerika heißt er „Dollar“, in Skandinavien „Daler“, in Italien „Tallero“. Die beliebteste Handelsmünze der Levante ist der Maria-Theresienthaler; in Südarabien, Abessynien und Ostafrika hat der Thaler Eingang gefunden; arabische Kaufleute führten ihn

als Zahlungsmittel für Elfenbein, Straußenfedern, Gummi und — Sklaven in dem schwarzen Erdteil bis an die Westküste hin ein.

Seinen ehrenvollen Namen haben auch die Kipper und Wipper auf die Dauer nicht schädigen können, obgleich sie ihn so wertlos prägten, daß 15 Thalerstücke zusammen nur so viel Silber enthielten, wie von rechtswegen ein einziges enthalten mußte. Einmal hat aber der Thaler mit seinem ehrlichen Namen einem bedrängten Könige aus der Not geholfen. In den geldhungrigen Zeiten des siebenjährigen Krieges ließ der alte Fritz, um zu Gelde zu kommen, minderwertige Thaler prägen, die er aber nach dem Hubertusburger Frieden wieder einzog, um sie durch gute zu ersetzen. Aus derselben Zeit stammt folgende Geschichte: Ein schlesischer Münzmeister prägte nach der Eroberung Schlesiens durch den großen Preußenkönig in boshafter Weise die Umschrift „Ein Reichsthaler" in der Art, daß man dafür lesen konnte: „Ein Reich stahl er".

Noch manches ließe sich über Münzen sagen, über gute und schlechte, über Schaumünzen und Erinnerungsprägungen. Doch sei es genug. Zum Schluß zwei Worte über das Geld aus dem Munde des weisen Jesus Sirach: „Viele kommen zu Unfall um Geldes willen und verderben drüber vor ihren Augen" (31, 6) und „ein treuer Freund ist mit keinem Geld noch Gut zu bezahlen" (6, 15).

III.

Bilder aus dem Orlagau.

1. Sühne?

Von Jugend auf waren sie gute Freunde, der Karl, der Friede und das Margretle. Sie spielten immer miteinander, die drei Nachbarskinder aus der Portenschmiede, dem Oberhaus und dem Unterhaus der Doberacke. Ehe sie zur Schule gingen, kamen sie nur selten mit anderen Kindern zusammen; denn sie wohnten tief unten im Saalegrund, und die nächsten Dörfer lagen weit oben auf ferner Höhe. Sie wollten auch Niemanden. Keins von den Dorfkindern mochte mit ihnen so tief in das Wasser hineinwaten oder mit dem Floß soweit die Saale hinauf- oder hinabfahren; keins war so geschickt im Forellenfang oder so glücklich im Krebsen wie sie. Sie waren sich selbst genug. Leidvolle Tage gab es für sie nur, wenn Hochwasser ging oder Eisfahrt war. Da riefen sie einander über das brausende Wasser zu, hüben der Karl und das Margretle und drüben der Friede. Der war am unglücklichsten in solchen Tagen, denn er war allein, und sehnte sich hinüber zu den Kameraden. Aber das Margretle bedauerte den lieben Gespielen

und tröstete ihn. Jedoch verschlang das Brausen der Wogen oder das Knirschen des Eises den Klang der kindlich schwachen Stimme.

Als die Schulzeit kam, hielten sie treue Kameradschaft den anderen Kindern gegenüber; groß aber war Friedens Trauer, als sein Vater ihn in eine Stadtschule schickte.

Als er wieder heim kam, war das Margretle ein großes Mädchen, schön gewachsen, mit hellen Augen und blühenden Wangen. Sie trafen sich zum erstenmale, als das Gretle eine Frau aus Neidenberga über die Saale fährte. Karl sah die Begegnung von seinem Fenster aus, und wie Groll regte es sich in ihm gegen den Friede. „Der will sie mir wohl streitig machen? Aber er soll sie nicht haben!"

Karls Bewerbungen um das Margretle wurden von Stund an eifrig und dringend. Aber das Margretle blieb kühl und zurückhaltend gegen ihn. Das verdroß ihn so tief, daß er Friede geradezu haßte.

Beim Erntetanz ward es offenkundig: Friede ging mit Margretle. —

Eine stürmische, finstere Novembernacht wars. Es saust und braust durch den Bergwald so furchtbar, daß die beiden Männer, welche den Steig zwischen der Doberacke und der Hopfenmühle von entgegengesetzten Seiten emportasten, weder das Rauschen der Saale, noch ihre eigenen Schritte hören; und doch sind sie nahe bei einander; sie müssen sich gleich begegnen, ein Ausweichen giebt es nicht. Wehe, wenn sie sich erkennen! Der Steig ist nur schmal, und der Berg fällt nach der Saale zu erschreckend steil ab, wie er nach der Höhe zu jäh aufsteigt.

„Halt! wer da?" Es ist Friedens Stimme. Ein rauhes Lachen schlägt durch den Sturm an sein Ohr; er erschrickt, obwohl er sich keiner Schuld bewußt ist.

„Karl, Du? Wohin willst Du in dieser furchtbaren Nacht?“ — „Ich fragte Dich doch auch nicht, wohin Du willst, aber ich weiß es; erwartet sie Dich?“ — „Nein, wer wird mich überfahren, wenn Du nicht daheim bist?“ – „Ueberfahren? Ich nicht. Vielleicht thuts Margretle.“ – „So gieb Raum!“ Friede suchte an Karl vorbeizukommen. „Herr Gott! Karl, so halt mich doch!“ Aber es gab kein Halten mehr, er stürzte in die furchtbare Tiefe . . .

Am anderen Morgen fand man seine Leiche am Stauwerk der väterlichen Mühle. Wie und wo Friede verunglückt war, wußte nur Karl. Und der schwieg. —

Margretle wurde darauf schwer krank und konnte nicht recht mehr genesen. Karl wich ihr aus, wo er konnte. Der Anblick ihres Leidens peinigte ihn. Er liebte sie noch wie einst, aber obgleich sie frei war, wiederholte er seine Werbung nicht. Sie siechte dahin, bis man sie an einem Frühlingstag hinauftrug ins Dorf. Nach ihrem Willen sollte auf ihrem Grabsteine nur das eine Wort stehen: „Friede.“ —

Jahre gingen ins Land. Karl wurde alt und blieb einsam. In stürmischen Nächten stieg er den steilen Steig empor und verweilte lange auf der Höhe, wo der Weg über den Felsen thalwärts führt. Man kannte seine Eigenart und wunderte sich nicht lange darüber. Hatte doch niemand davon weder Schaden noch Nutzen! So sprach man bald nicht mehr darüber.

Eines Tages, es war im November, war Karl verschwunden. Niemand wußte, wohin er sich gewandt. Nach mehreren Tagen wurde sein Körper weit thalabwärts angeschwemmt. In fremder Erde wurde er begraben.

Er war (seine Mütze, die an einem Felsen hing, bezeugte es) vom Steig in die Saale gestürzt — war es Schicksal oder war es Sühne? — Seit jenem Tage

aber — es ist schon lange her — vermeiden es die Leute aus der dortigen Gegend in dunklen, stürmischen Nächten über den Steig zu gehen. Sie fürchten sich. In stürmischen Nächten, sagen sie, seufzen die Bäume am steilen Felsabhang einander zu: „Herr Gott, so halt' mich doch!"

2. Der Holzfranzel.

Vierundsiebzig Jahre ist er alt. Sein Haar ist weiß, sein Antlitz faltig, seine Gestalt ein wenig gebückt. Aber seine Augen leuchten in Jugendglanz; rüstig schreitet er dahin, auf der Schulter die Axt, in der Hand die Säge. Die sind seine besten Freunde; mit denen hält er Zwiesprach, wenn er tagelang in den abgelegenen, waldesdüsteren Saalleiten keiner Menschenseele begegnet. Sie haben ihn noch nie verlassen, nicht im Leid und nicht in der Freude. Sie haben ihm den Körper gestählt, die Muskeln gestrafft, Hunger und Durst gestillt. Darum hält er sie lieb und wert und trennt sich nur von ihnen, wenn er Sonntags in die Kirche geht.

Dort versenkt er sich tief und ernst in sein Gesangbuch, singt mit kräftiger Stimme die Lieder und hört andächtig die Predigt. „Aber glücklicher als ihr alle bin ich doch", denkt er dabei, „denn euch predigt der Pfarrer nur einmal in der Woche, ich aber habe sieben Sonntage; mir predigen sechsmal die Bäume im Wald, und die Vögel singen mir ihre Weisen". —

So innerlich reif und zufrieden, wie er mir heute erscheint, ist aber der Holzfranzel nicht immer gewesen. Er hatte auch seine Sturmjahre, Jahre der Herzensnot und der Seelenkämpfe. Er spricht nie davon, und die

Leute, die jetzt ihm begegnen, wissen nichts von seiner Jugend. Daß ich es erfuhr, ging so zu:

Er fällte Holz im Meiseritzgrund. Beim Forellenfang hörte ich das Krachen der fallenden Stämme, den Schrei des waidwunden Waldes. Meine Fischbeute war gering, es war zu heiß im engen Grund. So stieg ich die Leite empor, den Axtschlägen zu. Bald stand ich bei ihm, dem Holzfranzel. „Grüß Euch Gott, Alter! Wirds Euch nicht warm, daß Ihr so unermüdlich zuschlagt?“ Ich war im Schweiß wie gebadet. „Es kommt ein Gewitter. sagte er, da muß ich zuschlagen, daß es nur so kracht“. — „Ein Gewitter?“ Ich war erschrocken. Ja, da klang schon der dumpfe Ton wie die Brandung des Meeres am Felsen durch die hohen Leiten. „Ich fürchte mich vor dem Gewitter nicht, sprach der Alte, nur möchte ich den Donner übertönen durch die fallenden Bäume oder durch das Schurren der Stämme zu Thal“. — Warum, lieber Freund? Es ist doch vergebliches Mühen“. — „Hören Sie, wie's hallt in den Bergen? Sie sind fremd hier, und Keiner erzählt Ihnen von vergangner Zeit. Sie sollen es wissen, warum ich den Donner hasse“. — Das war doch nicht der Alte mehr, den ich beim Abendschoppen sah, und der mich in der Kirche grüßte durch Neigen des Kopfes. Das war ein Mensch, von tiefstem Seelenschmerze gepeinigt, ein Mensch, dem der Donner zum Wiederklang alter, längst totgeglaubter Erinnerung wird. Er legte die Axt bei Seite und setzte sich auf den gefällten Stamm. Ich that desgleichen.

„Lieber Herr, ich war auch einmal jung und glücklich dazu, sehr glücklich. Meine Lene war ein vorzügliches Weib; schlank wie eine Tanne, flink wie die Forelle, munter wie das Eichhorn. Ihre Lippen glichen den Erdbeeren da, ihre Haut war weiß wie

der Schaum in der Saale am Riesenstein. Wenn sie vom Saalhaus herauf kam, mir das Mittagessen zu bringen, klang ihre Stimme durch den Wald wie der Lockruf der Waldtaube. Ich ging ihr entgegen. Dann aßen wir unter einer Tanne oder einer Fichte, geschützt vor der Sonnenglut.

„Es war St. Jakobi-Tag — 's sind just heut funfzig Jahre — da drüben am Drachenschwanz war es, wir aßen mit hölzernen Löffeln aus einem Topf, freuten uns an unserm Glück, dem gegenwärtigen und dem zukünftigen. Ich weiß noch jedes Wort, das wir sprachen . . . Wie er heißen sollte . . .

„Plötzlich ward der Wald finster; wir hatten das aufziehende Wetter nicht gesehen. Und es begann ein Kampf in der Natur, so furchtbar und so großartig, so schreckhaft und doch so erhaben, wie einst der Kampf des Riesen mit dem Drachen dort an der Drüschke nicht anders gewesen sein kann. Wild schäumte die Saale, als ob ihr Bett sich bewege; ächzend bogen sich die Bäume, als ob sie brechen müßten, die Riesenstämme. Und der Donner dazu! Herr, so muß es in der Welt geklungen haben, als die Kreatur unterging in der Sintflut.

„Schweigend hatten wir in das Höllenwetter geblickt. „Franzel, bete, daß Gott uns genade!" stieß sie erschreckt hervor. „Herr Gott, erbarme Dich unser!" Noch hat ich es nicht ganz ausgedacht, da hörte ich das schwellende Brausen des fallenden Baumes . . ." Lange und erschöpft hielt Franzel inne, in seinen Bart liefen die Thränen, und ich war tief bewegt. „Ihr armen Leute, in so entsetzlichem Gewitter!" dachte ich. — „Aus totesmüder Betäubung, fuhr er fort, weckte mich strömender Regen. O hätte er mich tot sein lassen! Denn sie, mein Weib, mein Alles, weckte er nicht, nie zum Leben!" Er schluchzte laut auf. „Gespalten von

oben bis unten war der gewaltige Baum, unter dem wir gerastet; starr und tot lag mein Weib . . ."

Stumm, mit abgewandtem Angesicht, drückte ich dem Alten die Hand und ging bergauf. — Ja, furchtbar seid ihr Gewitter im oberen Saalewald!

Einen Strauß von Farrenkraut und blühendem Fingerhut legte ich auf den berasten Hügel, unter dem die Erschlagene schlummert — einen Gruß aus dem Walde, der ihr junges Glück behütet und — vernichtet.

3. „Hol' über!"

Schon weit oben auf dem Berge rufe ich es laut, damit der Fährmann, ehe ich an das Ufer komme, sich an das Fährboot oder Floß begebe und mich bald einhole.

Solch ein Fährmann ist eine gar wichtige Person. Er hat Zeit und Leben seiner Fahrgäste in seiner Gewalt, gleich dem Kapitän des meerdurchquerenden Schiffes. Jedoch ist er ein durchaus vertrauenswürdiger Mann; seine ruhig gemessenen, kraftvollen Bewegungen geben Zeugnis von seiner Herrschaft über Wasser und Boot. Fährmann zu sein, ist durchaus kein Kinderspiel: er scheut nicht die finstere Nacht, und nicht die hochgehenden Wogen, wenn Einer drüben ruft: „Hol' über!

Wen hat er schon alles übergesetzt, der alte Fährmann! Kinder und Greise, Männer und Frauen, Fremde und Einheimische, Hochzeitsgäste und Grabgeleite. Ihn kümmert nicht, was Dich drückt oder beglückt; er thut seine Pflicht, wenn der Ruf erschallt: „Hol' über!"

Durch das Menschenleben ziehen sich auch wie durch Gebirge und Ebenen große Ströme hin. Von den Bergen des Lebens, d. h. von den Höhen des Glückes gilt es oft herabzusteigen in das enge Thal der Sorgen, in dem Dich der feuchte Nebel niederdrückt; drüben ahnt das Herz lichten Sonnenglanz auf den Matten. Wohl trägt Dein Sehnen, Deine Hoffnung Dich hinüber, aber doch bleibst Du im Thale des Leides, wenn Du nicht den Fährmann kennst, der Deinen Ruf und Dein Gebet erhört: „Hol' über!"

Es giebt ein Wasser, an das jeglicher Mensch kommt, der eine früher, der andere später. Aber die Menschen fürchten dieses Wasser. Man sieht wohl, wo der Pfad des Lebens sich ins Wasser verliert, aber wo er drüben wieder einsetzt, sieht man nicht. Auch der Fährmann ist ein finsterer Gesell; er fragt nicht nach Alter oder Jugend, nach Schönheit oder Glanz; er wartet auch nicht, bis er gerufen wird; er treibt sein schwarzes Boot bis an Deine Füße, bis an Dein Herz, so daß Du ihm zur Beute fallen mußt. Dann steuert er hinaus auf die dunkle Flut — ob auch dem lichten Ufer entgegen?

Das ist die Frage des Zweifels, welche die Menschen sich immer wieder stellen. Warum? Sie weilen so gern am diesseitigen Ufer des Lebens. Wenige nur sind es, die neben dem Fährmann „Tod" den freundlicheren Geleitsmann erblicken, den die Christen den Heiland nennen. Die ihn sahen, sind glücklich gewesen und haben ihm, schon lange, ehe sie an das Ufer kamen, fröhlich zugerufen: „Hol' über!"

Anhang.

S. 1. „Von Renthendorf, Pöllnitz zum Orlagau weisend, nach Birkigt“. — Es ist wohl Birkhausen gemeint.

S. 20. In dem Namen „Neidenberga“ klingt vielleicht der Eigenname „Neidhardt“ nach; die Burg mag von einem Ritter Neidhardt gegründet worden sein.

S. 82. Der Stadtschreiber von Neustadt hieß David Faber.

S. 104. In der „Geschichte der Familie von Brandenstein“, bearbeitet von Oberstleutnant Wolf von Brandenstein in Münster i. Westf. und als Manuscript bei E. Baensch jun. in Magdeburg gedruckt, heißt es Heft 3 S. 227 vom Grafen Christoph Carl von Brandenstein: Durch die Erhebung in den Grafenstand (Diplom vom 5. August 1630) „erhielt er zugleich das Recht, in seiner Herrschaft und in seinem Gebiete eine Münzstatt bauen und aufrichten und darinnen durch seinen Münzmeister allerlei Gulden und silberne Münzsorten, klein und groß, soweit dies das Reichs-Münz-Edikt und die Reichs-Münz-Ordnung zuließen, mit Umschriften, Bildnis, Wappen und Gepräge auf beiden Seiten münzen zu lassen“.

Zu den Sagen Nr. 2, 4, 6, 15, 16: Die Steinkreuze, welche sich hier und da im Orlagau finden, werden in ganz verschiedener Richtung gedeutet, wie die genannten Sagen beweisen. Herr Dr Loth hat

für die Umgegend von Erfurt nachgewiesen, daß solche Steinkreuze zur Sühne für irgend welche Verbrechen gesetzt werden mußten. Ludwig Uhland läßt in „Ernst, Herzog von Schwaben" 4. Akt 1. Scene den Ritter Adalbert von Falkenstein, der des Herzogs Vater bei der Jagd mit dem Speer getötet hatte, sagen:

> . . . „Bei diesem Kreuz,
> Das noch der Stätte Denkmal ist, auf der
> Dein Vater starb und sterbend mir vergab,
> Beschwör' ich Dich, verschmähe nicht mein
> Haus".

Der Deutung der Steinkreuze als Sühnekreuze kommt die Sage Nr. 6 am nächsten.






26263.61
Sagen, geschichten und bilder aus d
Widener Library
003810964
3 2044 089 078 117